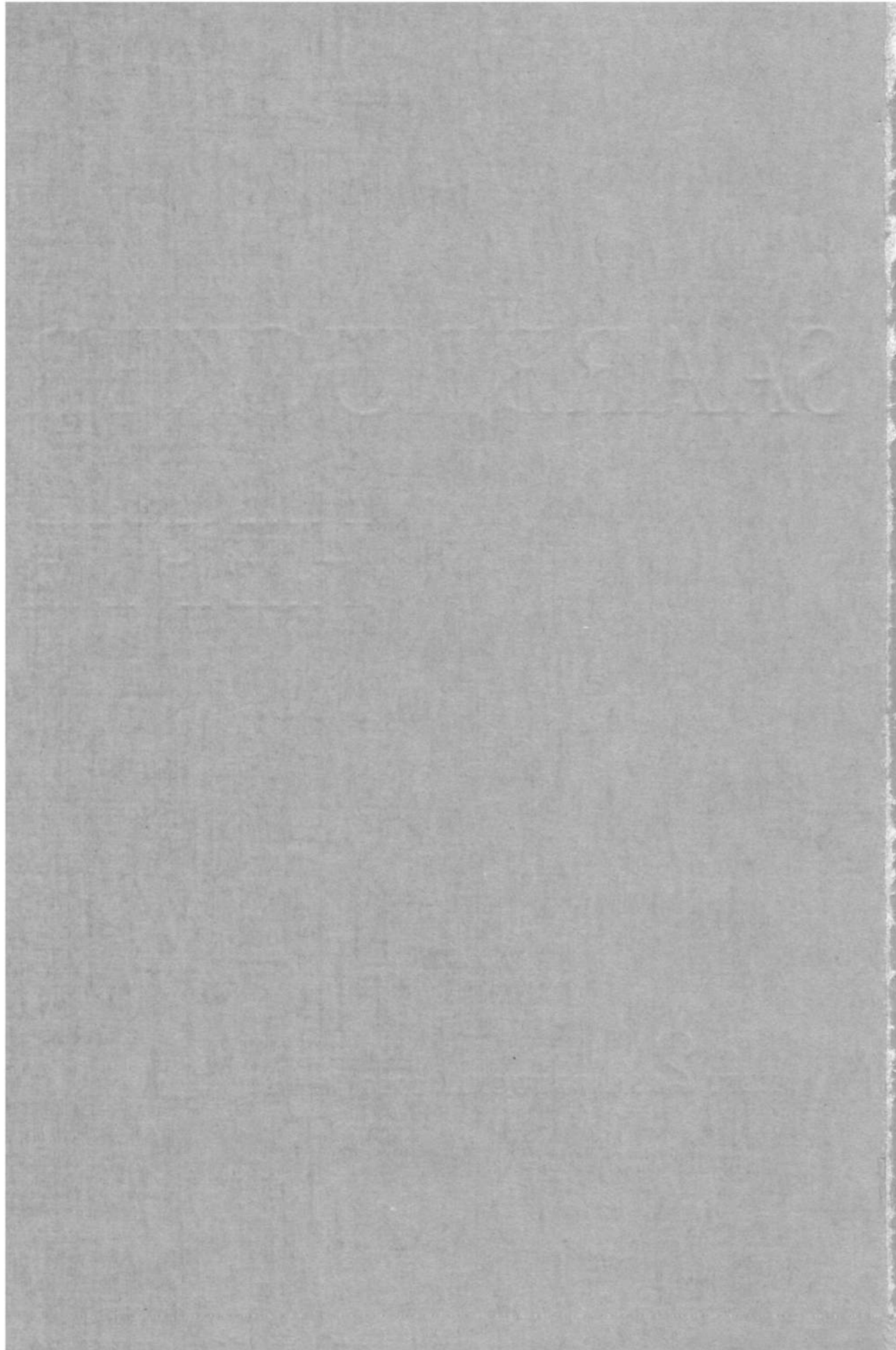


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT **2** SAARBRÜCKEN 1955



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN

VOM KULTUR- UND SCHULAMT

DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT **2** 1955



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Karl Schwingel, Ottweiler, Martin Luther-Straße 36 / Stellvertreter: Friedrich Margardt / Herausgeber: Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Preis des Einzelheftes: 300,— Frs. / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken / Typograph. Gestaltung: Eugen Krauß

INHALTSVERZEICHNIS

Seite 7	Der Oidipus des Sophokles und die Entscheidungsstunde Europas von Heinrich Weinstock
9	Saarbrücker Schulen von Peter Paul Seeberger
11	Volkskunst in Europa von Wilhelm Peßler
22	Eigenart und Entwicklung des Brauchtums an Saar und Mosel von Matthias Zender
32	„Müsse“ Ein seltener Flurname zwischen Kusel und St. Wendel von Ernst Christmann
37	Wilde Pferde in Elsaß, Pfalz und Saarland von Ernst Christmann
40	Vom alten zum neuen saarländischen Bauernhaus von Karl Schwingel
51	Die mutmaßliche Heimat des Minnesängers Heinrich von Tettingen von Kurt Hoppstädter
58	Alt-Saarbrücker Hausmusik zur Goethezeit von Joseph Müller-Blattau
77	Heinrich Lempfrid ein Geschichtsforscher des Saargemünder Landes von Henri Hiegel
87	Zu den Gedenkfeiern im Schillerjahr 1955 von Kurt Seidel
93	Saarbrücker Musikbrief von Ernst Stilz
95	Theaterfragen der Gegenwart von Erich Bourfeind

Für das nächste Heft 1956 sind u. a. folgende Aufsätze vorgesehen:

Prof. Dr. Joseph=François Angelloz: Unveröffentlichte Briefe Peter Wusts an Charles du Bos / P. Paulus Volk, O. S. B.: Der Einfluß der Klosterreform im 10. und 16. Jahrhundert auf Mettlach / Cand. phil. Hans=Werner Herrmann: Die Stellung Oberlothringens in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papsttum im Zeitalter der Salier und Staufer / Prof. Dr. Moreau: Die römische Wasserorgel zu Nennig / Dr. Dillinger: Das Saarland im Schrifttum 1945 bis 1954. Ein Überblick.

DER OIDIPUS DES SOPHOKLES UND DIE ENTSCHEIDUNGSSTUNDE EUROPAS*)

VON HEINRICH WEINSTOCK

Das Stadttheater Saarbrücken eröffnet seine neue Spielzeit mit dem „König Oidipus“ des Sophokles.

Wenn ich den Intendanten und seine Mitarbeiter zu dieser mutigen Tat beglückwünsche — ich könnte auch sagen, wenn ich das Theater zu einem Publikum beglückwünsche, das einen solchen Mut gestattet, — so tue ich das nicht als Freund der Antike und Verehrer insbesondere des Sophokles, um dessen Verständnis ich mich seit Jahrzehnten bemüht habe, sondern ich tue es als ein Mensch dieser unserer Zeit, die wahrlich — mit Hamlet zu sprechen, „aus den Fugen ist“, — ich tue es als Deutscher und Europäer, der wie Sie alle, von brennender Sorge erfüllt ist um unsere geistige Heimat, das von Antike und Christentum gegründete Abendland, um unsern politischen Lebensraum, dieses alte gedankenreiche und tatenfrohe Europa, von eh und je sich einig in Liebe zur Freiheit und Achtung der Person, seit eh und je verfeindet über die Frage, in welche Verfassung diese persönliche Freiheit zu bringen sei. —

Was aber, werden Sie sich fragen, hat die Sorge um den abendländischen Geist, der nur noch wird leben können, wenn Europa sich politisch einigt — was hat das mit einer Tragödie zu tun, die für die attische Polis vor zweieinhalb Jahrtausenden gedichtet und aufgeführt worden ist? Was sollte dieser unselige Sagenkönig, der ohne Wissen und Willen seinen Vater erschlug und mit der eigenen Mutter Kinder zeugte, uns Menschen des 20. Jahrhunderts zu sagen haben, als höchstens das Wort vom Oidipuskomplex, mit dem die schamloseste aller Wissenschaften im Schlick unseres Seelenlebens herumwühlt? Was können uns Menschen einer aufgeklärten Neuzeit jene greuliche Gebilde einer barbarischen Phantasie noch angehen und wen von uns können sie noch treffen?

Ich antworte :

Wofern wir nur Ohren haben zu hören, so betrifft das Wort dieser Tragödie über zweieinhalb Jahrtausende hinweg uns alle und trifft uns in jene Herzmitte unseres Menschentums, wo über Sein oder Nichtsein entschie-

*) Vortrag zur Eröffnung der Spielzeit 1953/54 des Stadttheaters Saarbrücken

Vom Verfasser sind folgende Werke erschienen:

Sophokles, 3. Auflage, Marcus-Verlag, Wuppertal 1954. Die Tragödie des Sophokles (deutsch)

2. Auflage. Krinos-Taschenausgabe 1954. Die Tragödie des Humanismus, 2. Auflage, Heidelberg 1954. Arbeit und Bildung, Heidelberg 1954.

den wird. Denn dieser Dichter, darum der Erz=Tragiker unserer Welt, hat die tragische Verfassung unseres, des abendländischen Menschseins in ihrem tiefsten Grunde erfaßt und in dieser seiner großartigsten Dichtung, der tragischsten aller Tragödien, die je über die abendländische Bühne gegangen sind, bloßgestellt: daß nämlich eben dieselbe Kraft, die den Glanz des abendländischen Menschen ausmacht und unserem kleinen Erdteil die geistige und politische Hegemonie über den Erdball verliehen hat, zugleich all unser schreckliches Elend schuld ist und heute den vielberedeten Untergang des Abendlandes tatsächlich herbeizuführen droht, falls wir nicht dieser tragischen Verstrickung inne werden und so endlich aus unsern entsetzlichen Leiden lernen, was uns zum Heile dienen könnte.

Als Sophokles den „König Oidipus“ dichtete und vor seiner Polisgemeinde aufführte, sonnte sich Athen im Glanze kultureller Herrlichkeit und wiegte sich in der Sicherheit unangreifbarer politischer Macht. — Aber das Prophetenohr des Dichters vernahm schon die dumpfen Schläge, mit denen jenes Schicksal an die Pforten Athens klopfte, das dann ein Vierteljahrhundert später, noch zu Lebzeiten des Sophokles, alles vernichtet hat.

Rettung hätte nur noch kommen können, wenn Athen aus dem frevelhaften Taumel des absoluten Selbstvertrauens erwachte und die wahre, nämlich tragische Verfassung seines wie allen Menschseins begriffe: daß jede, auch die höchste Gabe des Menschen in tödliches Gift verderbe, wofern nicht der Mensch seine Zweideutigkeit und Fragwürdigkeit erkenne und das hochmütige Bewußtsein in seiner Selbstherrlichkeit in ein demütiges Grenz= und Schuldbewußtsein von Gottesfurcht verwandle.

Man könnte die Lehre dieser Tragödie in den Satz des alten Testaments zusammenfassen, daß — — die Furcht des Herrn der Anfang der Weisheit sei, — — oder auch an jenes Wort des großen jüdischen Propheten denken, das jeden verflucht, der sich auf den Menschen verläßt.

Was aber war es anderes, als eben diese Hybris des Menschen, der von der Macht seines Geistes allein alles Heil erwartete, was das Abendland und mit ihm dann den ganzen Erdball in jenes Unheil gebracht hat, das unsere Zeit ganz aus den Fugen und unsere Welt aus den Angeln zu reißen droht? Da wir von Beginn unserer Neuzeit an uns immer hemmungsloser an unserer Macht berauscht, immer tiefer uns in der Sicherheit dieser Macht gewiegt haben, hat die von eben diesem Geiste der Selbstherrlichkeit geschaffene Macht mit dem Donnerschlag von Hiroshima die ganze Welt aus dem eitlen Traum in eine Todesangst aufgeschreckt, von der es keine Erlösung mehr zu geben scheint.

Indes — da der Mensch selber das Unheil angerichtet hat, sollte er doch imstande sein, es zu überwinden. Er müßte nur den wahren Grund des Unheils in sich selbst erkennen und daraus lernen, was ihm zum Heile dienen könnte.

Eben dieses beides aber, den Grund des Unheils und die Aussicht auf Heil, will der gottesfürchtige Dichter seinem verblendeten Volke offenbar machen und eben dieses beides will er auch uns heute noch vernehmen lassen, falls wir nur vernehmen wollen, was die große Tragödie der Griechen uns zu sagen hat.

SAARBRÜCKER SCHULEN

VON PETER PAUL SEEBERGER

Der richtig erzogene Jüngling sieht klar, was schlecht geratenem Menschenwerk oder schlecht gewachsenen Gebilden der Natur fehlt. Er meidet das Häßliche mit gerechter Abscheu schon in frühester Kindheit und spendet entzücktes Lob dem schönen, das er in seine Seele aufnimmt und dadurch zum edlen Menschen wird. Plato

Abb. 1 bis 14 Als ich I-tüpfelchen war, fiel mir jeden Morgen von neuem ein Satz bleischwer auf die Seele, der in häßlichen schwarzen Buchstaben auf dem dunklen Gemäuer meiner Schule stand: „Aller Anfang ist schwer“! Dies mag eine Wahrheit sein, aber sie ist nicht das, was man dem Kinde bei seinen ersten Schritten ins Leben mit auf den Weg geben sollte. Hier offenbart sich als Gegenbeispiel, was der Erzieher seit Pestalozzi mit den Wissenschaftlern der Psychoanalyse für seine angewandte Pädagogik hinzuzulernen hatte. Heute wird der Pädagoge nicht mehr auf der Basis respektvoller und drohender Haltung „erziehen“, sondern er wird sich dem Kind kameradschaftlich an die Seite stellen. Er nimmt die Liebe und die Sonne dazu, und in diesem grenzenlosen Feld fröhlicher Unbewußtheit spielt sich das Kind langsam in den Ernst des Lebens hinein.

Aber noch etwas anderes half den Geist der neuen Schulen schaffen. Das war die Entwicklung der modernen Architektur und Kunst überhaupt. Man kann zu beiden stehen wie man will, eins ist jedenfalls beglückend, weil es echt ist: Der lebendige, schöpferische Geist, der in den neuen Formen wirkt.

Aber wir wollten von den Saarbrücker Schulen sprechen. Jetzt wo sie stehen, sieht alles sehr einfach aus, aber wie war es denn 1945?

80% aller Schulräume waren zerstört. Zudem hatte Saarbrücken auch vor dem Krieg nicht über ausreichenden Schulraum verfügt, so daß sich ein kaum zu bewältigendes Programm auftürmte. Sicher ist, daß es vermutlich in schädlichster Weise durcheinander geraten wäre, wenn nicht von Anfang an bei allen Beteiligten eine seltene und förderliche Einmütigkeit bestanden hätte.

Es muß an dieser Stelle den Stadtschulräten Margardt und Zenner und nicht zuletzt der gesamten Lehrerschaft Saarbrückens gedankt werden, daß in der Zusammenarbeit mit ihnen jenes Klima erhalten blieb, dessen der Architekt so dringend für sein Schaffen bedarf.

Bei der Eigenart des Stadtgefüges der Stadt Saarbrücken konnte nicht die Rede davon sein, nur Kleinschulen als Pavillonanlagen zu erstellen, wie sie vom pädagogischen Standpunkt aus als eine wünschenswerte Schulform gelten. Wir bauten 1948 zwei solcher Schultypen, wobei eine davon städtebaulich so angeordnet wurde, daß sie sich nachträglich gut in den Gebäudekomplex einer größeren Schule einfügte.

Bei den übrigen Schulen wurde Wert darauf gelegt, daß in Raumanordnung und Gestaltung jegliche Gleichförmigkeit vermieden wurde. In unserer Stadt, deren Arbeiterviertel jahrelang ausgebrannte Ruinen zeigten, frappte zunächst vielleicht der Gegensatz, der zwischen den jammervollen Behausungen vieler Familien und den lichten, gut ausgestatteten Volksschulen bestand. Das pädagogische Prinzip erfuhr hier eine scheinbare Umkehrung. Nicht, um die dem Kinde notwendige familiäre Umgebung des Elternhauses in der Schule wiederzugeben, mußten wir so gestalten, wie wir es taten, sondern wir mußten den weitaus größten Teil unserer Kinder überhaupt erst mit den Wohltaten einer geordneten und

schönen Umgebung bekannt machen. Es erscheint begreiflich, daß hier kein Tag zu versäumen war, wollten wir nicht diese kriegsbetroffene, junge Generation noch weiterer Gefährdung aussetzen.

Ein anderer Teil unserer Planung fand zunächst nicht überall das nötige Verständnis: die ausgedehnten und mit großer Sorgfalt gestalteten gärtnerischen Anlagen unserer Schulkomplexe. Ihre Üppigkeit will nur zum Teil als die notwendige Vielgestalt eines Schulgartens angesehen werden, der auch dem Anschauungsunterricht dient. Vielmehr waren die gärtnerischen Schulanlagen in den ersten Wiederaufbaujahren zum Teil das einzige Stück gepflegter Natur, was das Kind unserer Trümmerstraßen täglich zu sehen bekam.

„Sie werden die Blumen plündern und zertreten“ unkten die Pessimisten. Nichts von alledem geschah. Ein lebendiger Beweis dafür, daß das natürlich Schöne den Menschen verpflichtet.

Dem gleichen ideellen Zweck diene die reichliche Einbeziehung unseres Handwerkes und Kunsthandwerkes in die Formen der architektonischen Gestaltung. In unserem Zeitalter der Technik und der dadurch zwangsläufig geförderten Vermassung des Menschen lag mir sehr viel daran, durch die lebendige Handwerksform und das Zusammenwirken edler Materialien im Kinde die Freude an schöpferischer Gestaltung bewußt zu machen und zu pflegen.

Eine wichtige Planungsfrage entschieden wir zu Ungunsten einer heute allerdings nur vereinzelt auftretenden Meinung in Fachkreisen, nämlich: Schulräume nur nach Westen oder sogar nach Norden zu legen. Dies mag in Einzelfällen dem Wunsch des abgeklärten Intellektuellen entsprechen. Das Kind, das mehr als der Erwachsene seinen Instinkten verhaftet ist, wird immer die Sonne suchen, und dürfte in sonnigen Räumen als psychologisch günstig beeinflußt gelten. Es erscheint mir zudem absurd, daß wir als Abschluß unserer Erkenntnisse über den gesundheitlichen Wert der Sonnenstrahlung die Folgerung ziehen wollten, gerade während des Arbeitsvorganges auf den physisch und psychisch positiven Einfluß der Sonne zu verzichten. Zudem haben wir in unseren Breitengraden überhaupt nicht viel Sonne und in den zwei sonnenreichen Monaten liegt ein großer Teil der Schulferien. Schließlich aber haben wir ausreichend gute Vorrichtungen zur Verfügung, um vorübergehend störende Sonnenstrahlung abzuschirmen.

In den gleichen Kreis der Erwägungen gehört auch die Ablehnung der zweihüftigen Bauweise. Selbst bei weitgehender Auflockerung der Giebelwände durch Fenster dürften die Gänge nicht hell genug sein, abgesehen davon, daß bei der zweihüftigen Bebauung ein Teil der Klassen, nämlich die auf der Schattenseite liegenden, zwangsläufig benachteiligt erscheinen. Diese wenigen, dem Laien naheliegenden Gesichtspunkte des Schulhausbaues mögen für unsere Betrachtung genügen. Es läßt sich in diesem Rahmen kaum andeuten, welche Fülle technischer und planorganisatorischer Erwägungen bei jedem Bauprojekt erneut zum Abschluß gebracht werden muß. Sie sind das, was sozusagen hinter den Kulissen vor sich geht, und bedeuten für alle Beteiligten in jedem Falle härteste Arbeit.

Aber alle Mühe und alles stille Ringen um Form und Inhalt in dem Wandel unserer Zeit wird zuweilen doch durch die Freude belohnt, die uns eine fröhliche und unbeschwerte Schuljugend in den Ergebnissen ihrer Arbeit zu vermitteln vermag.



Abb. 1 Weyersbergschule Saarbrücken, Hofansicht



Abb. 3 Treppenhaus der Weyersbergschule

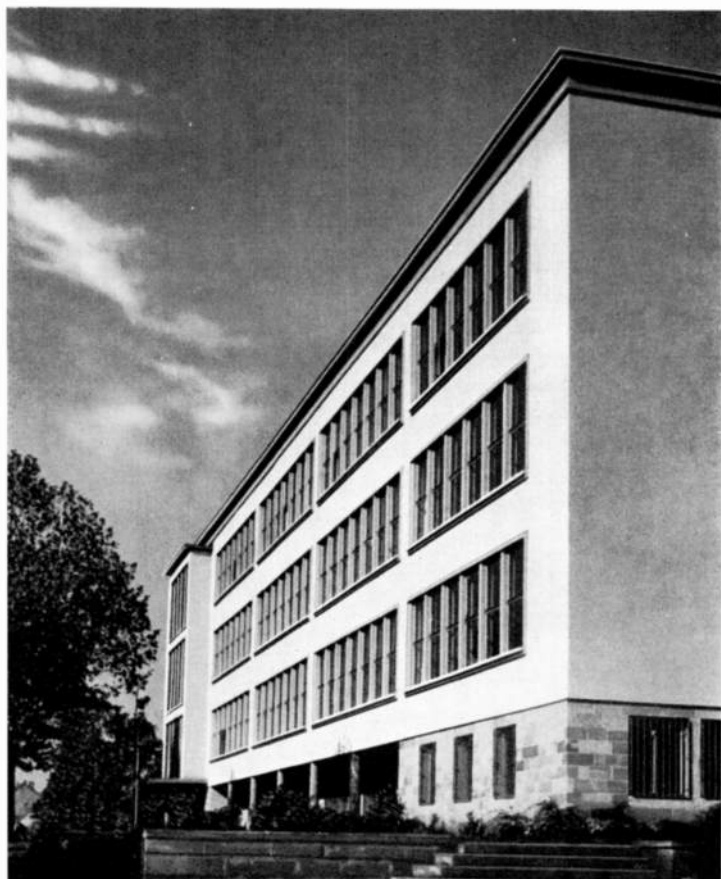


Abb. 2
Weyersbergschule
20 klassige Volksschule
nach dem
Wiederaufbau

Abb. 4 Rodenhofschule Saarbrücken, Eingangshalle mit Blick zum Flur vor der Verwaltung



Abb. 5 Musiksaal



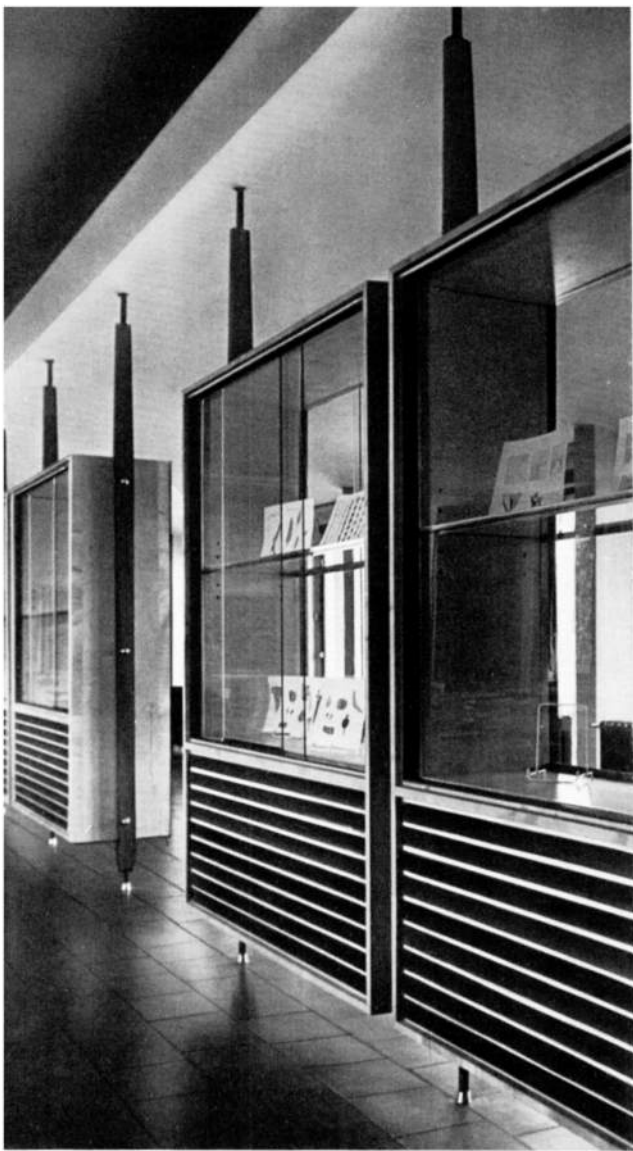


Abb. 6 Rodenhofschule, Ausstellungsvitrinen im Zeichensaal

Abb. 7 Rodenhofschule, Lehrerzimmer







◀ Abb. 8 Knappenrothschule Saarbrücken, Baujahr 1953/54, 1. Bauabschnitt einer 18 klassigen Volksschule. – Klassentrakt und Verbindungsflügel mit Treppenhaus und Pausenhallen

Abb. 9 Knappenrothschule Eingangshalle mit Haupttreppe

Abb. 10 Gewerbliche Berufsschule Mügelsberg, Modellaufnahme des Haupteingangs



Abb. 11 Ostschule Saarbrücken, Verbindungstrakt – Hofseite



Abb. 12 Ostschule, Klassenraum mit Blick auf Verbindungsflügel und Turnhalle





Abb. 13 Ostschule, Turnhallen-Ostseite – Wasch-, Brause- und Umkleideräume im Sockelgeschoß

Abb. 14 Turnhalle Innenansicht





Abb. 15 Der Minnesänger Heinrich von Tettingen in der Manesse-Handschrift



Abb. 16 Heinrich Lempfrid (1854 – 1922)
ein Geschichtsforscher des Saargemünder Landes



Abb. 17 Neuzeitlicher Bauernhof in der Keimbach bei Oberlinxweiler

VOLKSKUNST IN EUROPA

Gezeigt an Beispielen ihrer stofflichen, zeitlichen
und volkhafte Mannigfaltigkeit

VON WILHELM PESSLER

Europa ist ein Erdteil von nur geringem Umfang. Aber dieser Erdteil ist ausgezeichnet durch eine große Mannigfaltigkeit der Umrißgliederung, der Oberflächengestaltung, der Bodenschätze, des Volkstums und der Kultur. Die Bedeutung Europas ist vorwiegend geistiger Art. Innerhalb der europäischen Geisteskultur spielt die bildende Kunst (1) eine hervorragende Rolle. Eine kaum übersehbare Zahl von Einzelwerken zeugt von den Kämpfen und Siegen des Menschegeistes in Europa beim Ringen um die künstlerische Beherrschung des Stoffes.

In der bildenden Kunst ergeben sich als Hauptgebiete die hohe Kunst und die Volkskunst, jene geschaffen und geführt durch geniale Einzelpersönlichkeiten, diese geschaffen und getragen durch die Volksgemeinschaft und zugleich als ein Ausdruck der Volksart.

So gehören hohe Kunst und Volkskunst eng zusammen. Bei beiden kommt es auf die Durchgeistigung des Stoffes an. In beiden wird die geschickte und geübte Hand des Kuntschaffenden (2) vom künstlerischen Geiste geleitet. Die Phantasie erfindet immer neue Formen und bedient sich dabei der verschiedensten Anregungen. Dafür zwei Beispiele, eines aus der hohen Kunst, eines aus der Volkskunst: Als Raffael, so wird erzählt, ein Knabe von 3 Jahren war, sah er an einer Wand einige Risse und ergänzte sie mit seiner kleinen geschickten Hand zu einem Bildnis von nicht geringer künstlerischer Bedeutung. Anregung aus der Natur entnehmen bei einer Sondergruppe der weit zerstreuten Wolgafinnen, nämlich bei dem Volke der Mordwinen, das in der Meschtschera, einer Waldsumpflandschaft an der unteren Oka wohnt, die Frauen und Mädchen für ihre berühmten Stickereien, indem sie alljährlich bei Winterschluß das Aufbrechen des Eises genau beobachten und die dabei entstehenden nach Verlauf und Färbung vielfältigen Linien und Flächen als Muster verwerten.

Die Leistungen der europäischen Hochkunst sind seit langem bekannt, wissenschaftlich erforscht und künstlerisch gewertet. Vieles von dem, was im Laufe von Jahrtausenden europäische Künstler ersonnen und vollendet haben, gehört zu den wertvollsten Besitztümern der Menschheit. Aus hunderten von Beweisen, die hier vorliegen, genügen ganz wenige Beispiele: Der Parthenon, das Pantheon, Ravenna, St. Michael in Hildesheim, des Nikolaus von Verdun, der Klosterneuburger Altar, die Kathedrale von Reims, Michelangelos Pieta, Giorgiones schlafende Venus, Rembrandts Nachtwache, Pöppelmanns Dresdener Zwinger.

Trotz des alles überstrahlenden Glanzes der hohen Kunst darf die Volkskunst (3) keineswegs vergessen werden. Viele Wege führen von ihr zur Hochkunst und von dieser zu ihr. Die Zahl der Werke der Volkskunst übertrifft jene der hohen Kunst bei weitem, aber lange hat es gedauert, bis man anfang, sich mit ihnen zu beschäftigen und ihre künstlerischen Werte zu erkennen und zu erforschen. Auch bei der Volkskunst liegen viele Höchstleistungen vor, die durch die Erfüllung der Grundgesetze der

Kunst (Einheit in der Vielheit, Ausgewogenheit der gesamten künstlerischen Mittel) in Erstaunen setzen. Sowohl in der Anpassung an den Werkstoff als in seiner Beherrschung wird nicht selten Höchstes erreicht. Die Mannigfaltigkeit, ein Hauptvorzug der Volkskunst, ist das Ergebnis der Verschiedenheit nicht nur des Werkstoffes und seiner Zweckverwendung, sondern auch der Vielheit der Völker (4) und Stämme, die ihn verwerten, und der Zeitperioden (5), innerhalb deren sich Entwicklungsstufen und Abwandlungen ergeben (6). Hinzu kommen Übertragungen, Beeinflussungen, Vermischungen sowohl, um ein Wort Paul Schubrings zu gebrauchen, hinsichtlich des Vorstellungsgehaltes, des Dargestellten, wie auch hinsichtlich des Bildgehaltes, des Künstlerisch-Formalen. Die Vielfalt der Volkskunst steigert sich, obwohl sie Ausdruck der gesamten Volksgemeinschaft ist, auch noch durch die Eigenart der Einzelpersönlichkeit, der das Einzelwerk seine Erfindung und Ausführung verdankt.

Volkskunst eines Erdteils (7) darstellen zu wollen, ist ein kühnes Unterfangen. Nicht nur infolge des räumlichen Umfangs, sondern auch schon wegen der sachlichen Vielgestalt, die — wenn ich nicht irre — bei der Handwerkskunst von einem Fachmann auf 864 Sondergebiete geschätzt wurde. Volkskunst ist mir sehr ans Herz gewachsen in den 37 Jahren, in denen mir die Leitung eines Heimatmuseums (8) mit seinen Schätzen an Volkskunst mannigfachster Art anvertraut war, und sie ist mir noch lieber geworden durch ihre Behandlung in Wort und Schrift und meine Mitgliedschaft in der ehemaligen Deutschen Volkskunstkommission mit Vorträgen in Prag 1928 und Antwerpen-Lüttich 1929 auf den Internationalen Volkskunst-Kongressen (9.) Trotzdem hätte ich das Wagnis dieser Darstellung nicht begonnen, wenn ich nicht von meinen zahlreichen Kollegen und Freunden in vielen Ländern Europas durch Mitteilungen, Schriften und Abbildungen großzügig unterstützt worden wäre. Ihnen allen hiermit herzlichsten Dank zu sagen, ist mir eine freudig erfüllte Pflicht. Im Folgenden greife ich aus den vielen Sachgebieten, die sich nach Werkstoff und Arbeitsweise ergeben, einige besonders wichtige heraus, da es sich angesichts des beschränkten Raumes gegenüber der Fülle der Erscheinungen von selbst verbietet, auch nur annähernde Vollständigkeit anzustreben.

Die Vorstufe zur Volkskunst ist das Volkswerk. Ein solches liegt z. B. in den Bauwerken eines Bauernhofes im osteuropäischen Waldgebiet bei Orel vor, die als Zeugen der Volkskultur eine Entwicklungsreihe vom pfostengetragenen Pultdach als Viehstand zum ebenerdigen Walmdach als Hackfruchttraum und weiter über das aufgeständerte Walmdach, wobei unten ein Schuppen mit Flechtwänden, oben aber ein Lagerraum für Kornfrucht entsteht, zum fertigen Blockhaus als Wohnstätte führen. Volkswerk sind auch die in der Wirtschaft unentbehrlichen Behälter aus der Rinde der Korceiche (10), die auf der Insel Sardinien als Milchkübel, Kornmaße und Salzfüßer dienen. Kein Volkswerk im engeren Sinne, aber doch eine Leistung der Volksgemeinschaft, liegt in der Gestaltung der Dorfsiedlung vor, die nicht selten hohen Anforderungen der Schönheit entspricht, namentlich bei den Runddörfern in Frankreich und Deutschland. Hierher gehört das Kuppendorf (village piton), das als Schutz gewährende Rundform sich einer Geländekuppe anschließt (11).

Unter den Einzelgebäuden sind die einfachen Wirtschaftsbauten für die

Abb. 23 und 24

Volkskunst besonders wichtig, weil sich in ihnen oft ältere Stufen der Bauform bewahrt und von ihnen sich bisweilen ältere Stücke unverändert erhalten haben. Eine Musterleistung altgermanischer Volksbaukunst ist der Speicher aus Telemark um 1750 (12) in Norwegen, der durch die Verwendung verschiedener Holztechniken mit drei verschiedenen Richtungen der Hölzer reiche Mannigfaltigkeit erzielt: Die waagerechte Linie im Blockbau des Erdgeschosses, die senkrechte in den profilierten Eckständern in der Bohlenausfüllung der Wände, die Diagonale in den Türen und zwar an ihrer ornamentalen Außenseite. Solche wertvolle Hülle schuf der norwegische Bauer zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und Gastbetten. Auch in der Schweiz gibt es viele Holzspeicher, die durch anmutige Form gefallen (13). Was der Fachwerkbau, der hinsichtlich des Baustoffes eine Mischform darstellt, Schönes geschaffen hat, das ist aus Mitteleuropa durch Tausende von Beispielen weltbekannt.

Auch der reine Steinbau ist in der Lage, bei volkstümlichen Wirtschaftsbauten ein hohes Maß künstlerischer Schönheit zu erzielen. Eines der besten Beispiele hierfür ist die Zehntscheune in Bradford on Avon in der englischen Grafschaft Wiltshire (14). Der bescheidene Baukörper ist von höchst monumentaler Wirkung infolge des guten Verhältnisses von Träger (Mauern) zu Last (Dach), durch die Gliederung der Massen mittels der beiden Torbauten mit ihren Satteldächern und den zahlreichen Strebepfeilern und durch den kleinen Maßstab der Mauersteine und Dachsteine, der diese miteinander in Einklang bringt, schließlich noch durch die Abtreppe der Schrägen der Strebepfeiler. Das Innere ist eine Halle von großer Raumwirkung. Der Dachstuhl ist ebenso wie bei den Kirchen Englands darauf berechnet, daß er von unten gesehen wird; der Dachbinder überspannt die ganze Raumbreite und schafft so nicht nur die beste Art der Ernte-Unterbringung, sondern ebenso auch, durch Fehlen des Ständerwerks, den ungeteilten Hallenraum (15).

Während die Halle dieser einschiffigen Scheune als Lagerraum für die Erntevorräte dient, infolgedessen ihren Hallencharakter nur kurze Zeit im Jahre völlig offenbart und so der Gutfreihe im Ostfriesenhaus gleicht, bleibt das Mittelschiff im Wirtschaftsteil des niedersächsischen Bauernhauses eine offene, hohe Halle, die ihren Zweck als Einfahrtstriebe, Dreschtempe und Stallgasse erfüllt. Ihre Raumschönheit hat immer wieder begeisterte Lobredner gefunden und dem Sachsenhaus den Ehrennamen des Hallenhauses eingetragen. Die mächtigen Eichenbalken über der Diele, die den Querverband des Dachgefüges bilden, gewinnen darüber hinaus künstlerische Bedeutung. Denn sie gliedern den vom Einfahrtstor bis zum Herdplatz sich lang hinziehenden Raum in eine Reihe hintereinander liegender Einheiten, Fack genannt, genau so wie in der abendländischen Basilika mehrere Gurtbögen das Mittelschiff in eine Reihe hintereinander liegender Joche aufteilen.

Weniger bekannt sind die gewaltigen Vorhallen in den Herbergen Cataloniens an der französisch-spanischen Heerstraße, wo das Gebirgsklima mit seinen plötzlichen Wetterstürzen den Frachtfuhrmann dazu zwang, sich die Möglichkeit sofortiger Zuflucht zu sichern. So schafft ein sehr breiter und sehr hoher Raum schnelle Unterkunft für hochgepackte Reisewagen, zugleich aber monumentale Wirkung einer Halle, deren Dach auf

großen, kräftigen Arkaden ruht und die an die großen Säle der gotischen Bürgerbauten Spaniens erinnert (16).

Die ländlichen Wohnhäuser Europas gewinnen je nach ihrem Baustoff (Stein, Holz, Fachwerk, Lehm) und nach ihrem Verhältnis zu den Wirtschaftsbauten (mit ihnen vereinigt als Einhaus, getrennt als Wohnhaus neben Stall, Scheune, Schuppen und zwar in Streulage oder als Hof) Mannigfaltigkeit und Schönheit. In Frankreich gestaltet sich das Ortsbild verschieden, jenachdem, wie im Nordosten, Steildach mit Stroh, Dachziegel oder Schiefer oder, wie im Südwesten, Flachdach mit Hohlziegeln erscheint. Vereinigung zweier Werkstoffe zeitigt besondere Art und Anmut, sei es in der Durchdringung von Holz und Stein wie beim Fachwerk oder in ihrer Vermengung wie bei vielen Häusern in manchen Alpenländern. Berühmt ist das Fachwerk der Häuser Mitteleuropas mit seiner prachtvollen Gliederung der Fläche durch das sich offenbarende Gefüge mit seinen Stielen, Schwellen, Rahmen, Riegeln und Streben. Der Vermengungsbau kommt an Beispielen aus Oberbayern zur Geltung. Zwei Untergeschosse mit Wandmalerei sind aus Stein, das Dachgeschoß aus Holz in Blockwerk mit weit vorgekragten Dach. Eine höchst wirkungsvolle Verschränkung beider Bauteile findet dadurch statt, daß die zierliche Galerie des Dachgeschosses sich vor dem zweiten Steingeschoß wiederholt und somit das Holz gewissermaßen von oben über das Steinwerk heruntergreift. Besonderen Reiz verleihen dieser Giebelseite die sieben vom Dachrand weit herabhängenden eiszapfenähnlichen Schutzbretter, die den Zweck haben, das Hirnholz der weit vorstoßenden Pfetten des Daches vor Feuchtigkeit zu schützen und darüber hinaus einen entzückenden Zierrat bilden.

Die Wohnstuben sind in ihrer Einrichtung so verschieden wie die Landschaften und Leute, denen sie angehören. So entsteht in Europa eine Fülle von Eigenart und Raumschönheit, jenachdem die Bewohner Älpler oder Marschbauern, Bergleute oder Fischer sind. Wandvertäfelung, Form der Decke (z. B. Balkendecke), Gliederung und Ausschmückung der Fenster schaffen weitere Abwechslung, die Möbel im einzelnen je nach ihrem Zweck als Kasten-, Schlaf- und Sitzmöbel und als Tische eine Menge schöner Formen. Besonders altertümlich und volkstümlich ist die Truhe (17), namentlich die Stollentruhe in der Gestaltung als Frontal- und als Seitstollentruhe. Jünger ist die Form, wo die Hebung vom Boden nach oben durch untergesetzte Schwellen, hochkannt gestellte Bretter oder Kugelfüße erfolgt. Eine massige Stollentruhe aus Lärchenholz aus den französischen Alpen (18) zeigt reiches Schnitzwerk und zwar Wirbelsonnen seitlich auf den Oberseiten der Stollen und Sechsstern in der Mitte auf dem eigentlichen Truhenkasten. Das Gebiet der Frontal-Stollentruhen greift von Mitteleuropa nach England und Norwegen über. Die Ähnlichkeit all dieser Stücke in Form und Verzierung ist sehr groß. Als Werkstoff wird im Norden Hartholz, im Süden Weichholz verwendet. Letzteres ist bei dem französischen Stück der Anlaß zu besonderer Stärke der Bretter, um eine dem Eichenholz ähnliche Dauerhaftigkeit zu erzielen. Ungarn liebt bemalte Truhen.

Abb. 22

Abb. 20

Von den Stühlen Europas ist einer der bemerkenswertesten der von Grund auf Island, einmal wegen seiner einheitlichen Schönheit, zu der sein Verfertiger hier drei Stilformen restlos harmonisch zusammengezogen

hat, zum andern wegen des Zusammenklagens von stilistischer Datierung und geschichtlicher Überlieferung. Heidnische Wikingersinnbilder, wie die Drachenköpfe als Bekrönung von Pfosten, romanische, von Rundung beherrschte Verzierungen an der Rücklehne und andern Teilen, schließlich Zierformen der Renaissance an der Abschlußleiste des Sitzes und den Pfosten vereinigen sich hier. Nach dem Auftreten der Renaissanceformen ist das Stück auf etwa 1550 zu datieren (19), was durch die Überlieferung bestätigt wird: Die Tochter des Bischofs von Grund hielt um 1550 Hochzeit, zu der dieser Prachtstuhl ein Geschenk war. Ein anderartiges Meisterstück des Hausrats ist der hölzerne Bierhumpen aus Norwegen, wie er zu Hochzeiten und Weihnachtszeit-Besuchen sehr häufig auf der Festtafel erschien: höchst wuchtig zur Aufnahme des schweren Bieres, höchst gefällig durch die beiden Handhaben, die in Form stilisierter Pferdeköpfe das Gefäß handlich und schön gestalten.

Abb. 21

Auch die Verkehrsgeräte zu Lande und zu Wasser zeigen in Form und Ausstattung vieles, was der Volkskunst alle Ehre macht. Die Schlitten, die vierrädrigen Wagen, die zweirädrigen Karren fallen oft durch geschnitzte und bemalte Verzierungen angenehm auf. Zu einem Höchstmaß von Zierlichkeit in der Gesamtform, Gefälligkeit der Einzelteile und Schönheit der Ausschmückung bringen es oft die Karren in Italien, unter denen die sizilianischen mit Recht berühmt sind, auch durch bildliche Darstellung auf den Außenflächen. Anmutig ist der hölzerne Jochaufsatz aus der Gegend von Toulouse, in dessen stockwerkartig angeordneten Schallöchern beim Anziehen des Wagens zierliche Metallglöckchen erklingen.

Abb. 27

Wie sehr auch die seefahrende Bevölkerung an der Volkskunst beteiligt ist, beweisen nicht nur die Stücke der Ausschmückung, wie die bekannten Zierwimpel von Chioggia und vom Kurischen Haff, sondern schon allein die ansprechende Form der Schiffe in Nord und Süd, Ost und West. In Murtosa an der Küste Portugals gewinnt der prächtig hochragende Vordersteven der Boote noch weiterhin durch geschmackvolle Bemalung. Das schönste aller Seefahrzeuge Europas ist unstreitig die Gondola von Venedig (11 m lang, 1,75 m breit), in jahrhundertelanger Entwicklung zu dem Kunstwerk ausgestaltet, das es jetzt ist, auch schiffbautechnisch ein Meisterwerk von höchster Wendigkeit und Lenkbarkeit für die Kanäle zwischen den 118 Inseln der Lagunenstadt; als Gegengewicht dient der 20 kg schwere eiserne Vordersteven. Die Hölzer zum Kiel entstammen dem venetianischen Alpengebiet Cadore, das der Meerbeherrscherin auch ihren großen Maler Tizian geschenkt hat; auch die Konstrukteure der Gondola (20), deren Form im 18. Jahrhundert ihre Vollendung fand, kamen größtenteils aus dem Cadore.

Abb. 25

Die Metalle (21) gehören zu den bildsamsten und geschmeidigsten Werkstoffen. Ihre Einteilung in edle und unedle sollte für den Kunstwert der Form des Stückes nicht gelten; denn aus jedem Metall vermag der von edlem Kunstgeist erfüllte Künstler Vornehmstes zu schaffen. Alle Völker Europas haben dem Eisen kunstvolle Verwendung gegeben, wofür zwei Beispiele angeführt seien: der Beschlag an der Holztür von 1654 in Flensburg und die Vergitterung eines Fensters aus der Zeit um 1600 bei Valencia. Der Türbeschlag geht weit über seinen Zweck, der Tür Zusammenhalt zu geben, hinaus durch die schlanken Streifen der Eisenbänder

und ihre Endspiralen und durch die Ausfüllung des Bodenfeldes mit Blumenwerk, Vase, Raute und einer liegenden Acht (22). Die spanische Vergitterung (23) betont die technisch wichtigen Stellen der Verbindung der 8 Gitterstäbe mit dem durch Drehung belebten Rahmen auch künstlerisch durch Aufsetzung zierlicher Rosettchen. Welche Formvollendung den Werkstücken aus Messing verliehen werden kann, beweisen viele Gegenstände, die im Haus zur Beleuchtung, Erwärmung und Ausschmückung dienen. Eine Höchstleistung stellen die Bettpfannen der Nordseegestade dar, eine andere das isländische Sattel-Vordergestell. In Island (24), wo seit der ersten Besiedlung das Pferd Hauptverkehrsmittel geblieben ist, sind dementsprechend die Sättel hochwertige Stücke, die durch zweckmäßige und prächtige Form ausgezeichnet werden. Das Durchbruchmuster der Messingplatte zeigt Flechtwerkgrundformen des nordisch-romanischen Stils von hoher Schönheit, entweder in Nachahmung oder Beibehaltung der Urformen, hier noch um 1627 zur Geltung kommend, eine Datierung, die aus der Umschrift (Lied eines 1627 durch die algerischen Piraten getöteten isländischen Geistlichen) hervorgeht. Welch hoher Vollendung die Silberbearbeitung fähig ist, zeigt ein Brustschmuck aus Norwegen. Um eine Hemdspange als Mittelfeld setzt sich ein Geranke und Geschlinge, und das so gewachsene, bunt bewegte Mittelstück wird durch einen Kranz von einem Dutzend kleiner, flacher kreisförmiger Silberschälchen umschlossen, die durch ihre einfache Form und den milden Glanz ihres flachen Beckens in glücklichem Gegensatz zu dem etwas krausen Werk der Mitte treten. Ein gänzlich anderes Formideal stellt eine Gürtelscheibe aus Griechenland dar, deren beide gleichartige Teile mit der konzentrischen Anordnung ihrer Zickzackmusterung in hohem Maße geordnet wirken.

Abb. 28

Aus dem Gebiet des Zeichnens sei die Zaubertrommel der Lappländer genannt, die durch die primitive Art der Zeichnung von kleinen Menschengestalten, Tieren, Häuschen und Schiffen auf Renntierhaut an die Kinderkunst erinnert und das Erzeugnis eines Stammes der finnisch-ugrischen Völkergruppe Nordeuropas in Parallele zu den Zaubertrommeln in Osttibet stellt. Von feinen Arbeiten der Schnitzerei erwähne ich die hübschen Muster, welche die Hirten in einsamen Gebirgen Portugals ihren Pulverhörnern zu geben wissen und welche Geometrisches, Pflanzliches und Bauliches darstellen. Ein Meisterwerk der Schnitzerei ist der bildliche Inhalt der im 18. Jahrhundert in einer Rumpelkammer eines Gutshofes aufgefundenen Tür aus Kiefernholz in Valtjofstadur in Island (25): unten ein Rundfeld mit stilistisch älterem geometrischem Schlingwerk, das sich bei genauerer Betrachtung als eine Vermengung von vier Drachen erweist, oben zwei Felder, die Figürliches bringen, nämlich aus der Dieterichsage die Befreiung des Löwen aus der Gewalt des Drachen durch den Helden und die Verzweiflung des Löwen über den Tod seines Retters, an dessen Grabplatte eine Runen-Inschrift kündigt: „Mächtiger König hier begraben, der diesen Drachen tötete“.

Aus der Plastik nur zwei Beispiele, die ungefähr derselben Zeit angehören (1800), aber ganz verschiedenen Ländern entstammen und aus ganz verschiedenem Werkstoff bestehen und trotzdem dem gleichen Formideal nachstreben. Ein Spekulatius-Gebäck (26) eines Bäckers vom Niederrhein zeigt die Haimonskinder (27) des deutschen Volksbuches, auf einem einzigen Roß vier Rittergestalten kriegerisch einherreitend. Das andere Stück

ist ein Rasierkasten aus dem westlichen Piemont, auf dem auch vier Personen, aber in diesem Falle der Herr Barbier, die Frau Babierin und zwei Gesellen, dargestellt sind (28). In beiden Fällen ist der Vorstellungsgehalt ähnlich, nämlich vier Personen, die durch ihre berufliche Tätigkeit zu einer großen Einheit zusammengefaßt werden, der Bildegehalt aber gleich, nämlich vier parallele Säulen, getragen von einem Sockel, von dem sie sich im rechten Winkel erheben: dasselbe künstlerische Formstreben, trotzdem jede unmittelbare Beziehung der beiden Stücke ausgeschlossen ist.

Nun zu einem Gebiete der Volkskunst, auf dem die europäische Frau (29) Wertvollstes geschaffen hat: Herstellung von Stoff und Tracht, Spinnen, Weben, Stricken, Sticken usw. Hier ist oft nicht nur die Fertigware, sondern auch das Arbeitsgerät künstlerisch bemerkenswert. Das lehren allein schon die Wockenstäbe, die, am Schaft unter dem linken Arm gehalten, oben das zu verspinnende Bündel von Flachs oder Wolle tragen und zwar an einer bekrönenden flachen Verbreiterung, die mit ihren Durchbrechungen und Zacken dieses Bündel festzuhalten bestimmt ist, während die Bäuerin den Faden herauszupft und durch die daranhängende Spindel zwirnen läßt; auch bügelige Formen gibt es. Solchergestalt wird der Wockenstab zu einem Kunstwerk, das in Hunderten von verschiedenen Formen über Europa verbreitet und durch seine Bindung an kleine Kreise seiner Verbreitung auch ein Kennzeichen der Herkunft der Trägerinnen, also auch ein Völker- und Stammesmerkmal ist. Beispiele dafür liegen aus den Balkanländern zur Genüge vor. In Litauen finden sich ausgeprägt schöne, breite Flachformen.

Unter den Webgeräten nimmt der kleine Webkamm zur Herstellung schmaler Bänder eine besondere Stellung ein. Welch große Verschiedenheit der Gestaltung hier trotz gleichbleibender Grundform durch die Verschiedenheit des Volkes gezeitigt werden kann, beweist die Gegenüberstellung zweier Beispiele aus Frankreich (Auvergne) und Deutschland (Kreis Arnswalde im Brandenburgischen): Dort Verzierung durch Zickzackmuster und als Bekrönung aufgesetzt ein über Eck gestelltes Quadrat mit dem gleicharmigen christlichen Kreuz in Durchbruchmuster, hier Sechsstern und Herz als Durchbruchmuster. Eines der schönsten Stücke europäischer Volkskunst ist der Spulenhalter aus Pohjannma in Finnland, der sich zu einer senkrecht gestellten gewaltigen Sonnenscheibe mit Zickzack in Durchbruchmuster auswächst.

Von den Erzeugnissen sind die feinen Shawls, wie sie auf den britischen Shetland-Inseln hergestellt werden, nicht zu vergessen, eine Hochleistung der schottischen Handwerkskunst (30). Welche Kunstfülle in Stoffen (31) über Europa ausgegossen ist, beweisen die prachtvollen gewebten Teppiche mit ihren bunten Mustern. Aus der Menge, die allein schon das norwegische Freilichtmuseum in Oslo birgt, seien zwei angeführt, die zwei Stufen der Entwicklung zeigen; der eine ist noch streng senkrecht aufgeteilt, mit reitenden Knaben und Mädchen im Grunde, der andere, im Muster einer glitzernden Wasserfläche ähnlich, mit zwei Reihen von je sechs parallelen Figuren höchst anmutend und als Anregung für neueste Schöpfungen geeignet (32). Die Knüpfteppiche der pommerschen Fischer fanden um 1920 auf Veranlassung begeisterter Freunde heimatlichen Kunstgewerbes zur wirtschaftlichen Förderung des Lebens Nachahmung in prächtigen Stücken, die auf Wanderausstellungen Bewunderung erregten und zum Ankauf reizten. Vorbild für die Herstellung köstlicher Spitzen (33) ist nach wie

Abb. 29

vor Flandern, von dem aus nach Bezirken Deutschlands diese Kunst eingebürgert wurde. Bewundernswert ist an einem Ärmelbesatz das hier zugrunde liegende fein entwickelte Gefühl für das richtige Verhältnis in der Dichte des Musters zwischen Ärmel, Manschette und Abschlußrand, eine wahre Freude für die Augen.

Eine bevorzugte Stellung in der Volkskunst nehmen die Trachten ein, weil sie durch Stoff, Farbe und Form nicht nur ein Spiegel der Landschaft und der Volksart im allgemeinen sind, sondern auch im besonderen der seelischen Haltung der Träger und Trägerinnen (34) bei zeitlich verschiedenen Anlässen (z. B. Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Tod). „Der augenfälligste Ausdruck für die Bindung des Einzelnen an die Gemeinschaft im bäuerlichen Bezirk ist die Tracht“ (35). Daher die vielen Gemeinsamkeiten in der Tracht nach Beruf und Wohnbezirken. „Kaum ein Gebiet der gesamten Volkskunde veranschaulicht die Mannigfaltigkeit deutschen Volkslebens so sehr auf den ersten Blick wie die Tracht“ (36). Dementsprechend tritt uns in Europa eine Überfülle der Erscheinungen entgegen. Um dabei gleichwohl den Überblick bewahren zu können, muß man sich klarmachen, daß es einerseits Trachten=Arten gibt, verschieden nach Alter, Beruf, Bekenntnis, zeitlichem Anlaß, und anderseits Trachten=Gruppen, verschieden nach örtlichem Auftreten (Kirchspiel, Landschaft) (37). Die einzelne Trachten=Art ist stets ausgeprägt und enthält viel Schönes und kulturgeschichtlich Wichtiges, einerlei, ob es sich um die Arbeitstracht einer Hirtin vom griechischen Stamm der Sarakazanen in Epirus handelt oder um die erschütternd schöne Begräbnistracht der Frauen im holländischen Giethoorn oder um die Harmonie der drei Mädchen in der Festtracht des Oberwalser Tales im österreichischen Vorarlberg. Da jede Trachten=Art sich in die zugehörigen Trachten=Gruppen auflöst und jedes einzelne Trachtenstück seine eigene Geschichte hat, so entstehen Längs- und Querlinien der Verbreitung, die kaum übersehbar sind (38).

Besonders reich durch Höhe der Leistung, durch Vielzahl der Erscheinungen und durch geistigen Gehalt ist die religiöse Volkskunst. Wer einmal mit offenen Augen durch Europa gewandert ist, der weiß, welche künstlerische Schätze Dorfkirche und Dorffriedhof bergen. Wie sehr der Friedhof ein Denkmal der Heimat darstellt, betonte auch Bundespräsident Professor Heuß am 22. März 1954 in Bonn beim Zusammenschluß des Deutschen Heimatbundes mit den nahestehenden Verbänden zu einer Arbeitsgemeinschaft, indem er sagte, er habe niemals auf Reisen versäumt, den Friedhof zu besuchen; das gehöre nach seiner Meinung dazu, wenn man Land und Leute kennenlernen will (39).

Auf dem Gottesacker vereinigen sich liebevolles Gedenken der Hinterbliebenen und werkgerechtes Kunstschaffen der Künstler als Grundlage für eine „sinnvolle, schöne und heimverbundene Friedhofskultur“ (40), die zugleich ein Vorbild für künstlerische Gestaltung der Zukunft ist (41). Den Höhepunkt der Leistung in Oberösterreich erreicht das schmiedeeiserne Grabkreuz in Windisch-Garsten. Auch die Holzkreuze treten in vielen gefälligen Formen auf. Von den zahllosen wohlgelungenen Steindenkmälern sei nur eines angeführt, jenes für einen Walfischfänger auf der Insel Föhr, dessen Dreimasterschiff, das ihn auf seinen Nordmeerfahrten getragen hat, inmitten von Rokokoornamenten dargestellt ist, die auch unter dem Kiel des Schiffes als Meereswogen erscheinen. Das prächtigste Kreuz, das mir aus Europa bekannt wurde, ist das riesige steinerne Andachtskreuz

Abb. 30

Abb. 31

von Clonmacnoise am Shannon in Irland aus dem frühen 10. Jahrhundert, genannt das Cross of the Scriptures auf dem Friedhof, der vom 6. Jahrhundert bis heute ununterbrochen benutzt worden ist. Das ganze gewaltige Denkmal wird von einer wundervollen Gesamtform beherrscht, der sich unten der kraftvolle Sockel mit Platte und Schräge und oben der senkrecht gestellte mächtige Ring, den Schnittpunkt der vier Kreuzarme machtvoll umschließend, bereichernd unterordnet (42).

Abb. 32 Im Innern der Dorfkirche überrascht uns zunächst die Harmonie des Raumes und seine an Zweck und Form so mannigfache Ausstattung (43). Besondere Beachtung verdient das Taufbecken (44) nach Werkstoff, Form, Stil und Schmuck. Eines der bemerkenswertesten ist das in Wattenscheid (Westfalen), ganz aus gelblich-grauem Ruhrsandstein bestehend. Dieses merkwürdige Stück, das man trotz seiner archaischen Form auf das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts zu datieren hat (45), gewinnt einschließlich seiner vier Träger-Löwen (46) und seiner Plastik dadurch einzigartige Bedeutung, daß seine wundervolle Einheitlichkeit sich unmittelbar aus der Einheit von Werkstoff (gewichtiger Stein), Zeit (Schwere und Geschlossenheit der Romanik) und Volksstamm (Bodenständigkeit der Westfalen) ergibt. Ein Taufstein aus Löderup in Südschweden aus derselben Zeit (1160) zeigt schon viel entwickeltere Formen mit der Majestas Domini.

Belebt wird das Bild der Kirche durch den Turm, sei es, daß er mit ihrem Baukörper eine geschlossene Masse bildet oder allein für sich steht, wie in Italien, Dalmatien, oft in Litauen (47) und Teilen Polens, bisweilen auch in der Lüneburger Heide, Ostfriesland usw. In Schweden sind Einzeltürme (48) nicht selten, die das Schwellen-, Ständer- und Strebenwerk ihres Gefüges frei zeigen und so aus der skelettartigen Konstruktion ein Kunstwerk für sich gestalten, gekrönt mit einer flotten Haube im Barockgeschmack. Von den zwei Hauptformen des Baukörpers, der abendländischen langgestreckten und der östlichen zentralen mit dem griechischen Kreuz als Grundriß, ist die erstere abwandlungsfähiger und daher formenreicher sowohl im Innern wie im Äußern. Ein hübsches Beispiel des Zentralbaues ist die Dorfkirche in Koropi in Attika aus dem 10. Jahrhundert in der Art der kleinen spätbyzantinischen Landkirchen. Eine Besonderheit bilden die isländischen, in einem von Grasmauern umgebenen Friedhof allein stehenden Graskirchen, einräumige Häuser, deren Seitenwände aus Grassoden und deren beide Giebel aus Holz bestehen (49). Die Zahl schöner Dorfkirchen in Europa ist außerordentlich groß. So finden sich allein in der englischen Grafschaft Cheshire bei deren Umfang von 2660 qkm nicht weniger als 97 Orte mit bemerkenswerten Kirchenbauten (50). Besonders reizvoll sind die normannischen Südvorhallen Englands mit der feingegliederten Umrahmung ihrer Rundbogenportale, z. B. in Morwenstow in Cornwall. Besonders bekannt sind durch ihre Eigenart die hohen Stabkirchen Norwegens mit ihrer starken Zentralisierung (51). „Bereits an der unteren Schwellenlage erkennt man, daß das Kirchenschiff mit seinen Umgängen in seinem Gefüge als ein in sich geschlossener Baukörper gebaut worden ist, an den der Chor als zweiter angeschoben wurde“ (52). Hohen Reiz gewinnen die Landkirchen, wenn sie in eine besonders schöne Landschaft hineingestellt sind, wofür Europa mit dem reichen Wechsel seiner Bodengestalt viele herrliche Beispiele bietet, so Bischofsmais im Bayrischen Wald und die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen, beide das Ziel von Wallfahrten.

Die europäische Volkskunst, deren Wesen und Wert hier nur an wenigen Beispielen gezeigt werden konnte, birgt große Schätze in Hinblick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Daraus erwachsen allen Völkern Europas hohe Pflichten, nämlich der Überlieferung gegenüber die der Denkmalpflege, für unsere Zeit die der künstlerischen Volksbildung und für die Zukunft, angesichts der starken ursprünglichen Übereinstimmung und der ebenso starken geschichtlichen Verflechtung, wie sie aus der Volkskunst der Gesamtheit der Völker hervorleuchten, ein ehrliches und kraftvolles Streben nach gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Freundschaft.

Anmerkungen:

- (1) Vgl. Hans Eckstein, *Künstler über Kunst* (Ebenhausen 1941). Hans v. Marées 1882: „Um das Wesen der Kunst zu verstehen, halte ich es für unablässig notwendig, daß man vor allen Dingen den Künstler verstehe, denn ohne diesen gibt es keine Kunst.“
- (2) Hans Tietze, *Die Methode der Kunstgeschichte, Ein Versuch.* (Leipzig 1913) S. 2: „Jedes Kunstwerk ist seinem Wesen nach etwas völlig Isoliertes; durch seinen individuellen Urheber, der in ihm ganz bestimmte geistige Bedürfnisse künstlerisch verkörpern wollte, besitzt es Besonderheiten, die nur ihm eigentümlich sind und es gegen alle andern Kunstwerke oder sonstigen Objekte isolieren.“
- (3) Vgl. Adolf Spamer, *Volkskunst und Volkskunde* (Oberdeutsche Zeitschr. für Volkskunde Bd. 2, 1928) S. 1–30.
- (4) Georg Buschan, *Die Völker Europas*, (Stuttgart 1926); Hugo A. Bernatzik, *Die Große Völkerkunde Bd. 1. Europa u. a.* (Leipzig 1939); Wilhelm Doegen, *Unter fremden Völkern*, (Berlin 1925); *Handbuch der Deutschen Volkskunde*, herausgegeben v. Wilhelm Peßler, 3 Bde. (Potsdam 1934–38); Raffaele Corso, *L'Italia etnografia* (Estratto del vol. 2 von Biasutti, *Le Razze e i Popoli della Terra*.)
- (5) Vgl. R. Forrer, *Von alter und ältester Bauernkunst* (Führer zur Kunst Bd. 5 Esslingen 1906).
- (6) Vgl. Pauls Kundzins, *Zwei bezeichnende Schmuckformen in der frühen Holzarchitektur Europas* (Stockholm 1952, Skrifter Stockholm 4).
- (7) Vgl. H. Th. Bossert, *Volkskunst in Europa* (Berlin 1926, 2. Aufl. 1942). Großes Prachtwerk. — Michael Haberlandt, *Werke der Volkskunst I, II*, (Wien 1914), — Ebenso Arthur Haberlandts *Werke über Volkskunst*, von grundlegender Bedeutung.
- (8) Das Niedersächsische Heimatmuseum der Hauptstadt Hannover, das eine Zentrale für die Heimatkunde von Niedersachsen darstellt und in dessen volkskundlicher Abteilung unter ihren umfassenden Beständen die größte Bauernschmuck-Sammlung Deutschlands, die größte Sammlung von schauenburgischen Schultertüchern, eine erlesene Gruppe anderer prachtvoller Stickereien sowie die Bauernstuben und die durch Schönheit und Genauigkeit ausgezeichneten Bauernhausmodelle hervorzuheben sind.
- (9) Die für 1934 in der Schweiz geplante Internationale Volkskunst-Ausstellung, für die mein Vortrag in Bern 1930 den Auftakt bildete, konnte leider nicht zur Tat werden.
- (10) Vgl. Hans Peters, *Der Korkschneider*, (Heimat und Volkstum, Herausgegeben v. Verb. f. Nied. Volkstum, Bremen 1954. S. 147).
- (11) Ein besonders schönes Beispiel gibt der französische Geograph Albert Demangeon, *Géographie Économique et Humaine de la France I* (Paris 1946) Tafel XXX.
- (12) Eines der prachtvollsten Stücke aus dem Freilichtmuseum Bygdy in Oslo mit seinen etwa 90 uralten Bauwerken aus ganz Norwegen.
- (13) Hermann Phleps, *Holzbaukunst, Der Blockbau.* (Karlsruhe 1942) S. 5. „Der Blockbau bildet, von Skandinavien angefangen, eine östlich des Fachwerks und Ständerwerks vorbeigehende zusammenhängende Kette, die bis in die Schweiz und den Balkan hineinreicht.“
- (14) Die prächtige Aufnahme verdanke ich der Güte des British Council in London und der Britischen Botschaft in Köln-Beyenthal.
- (15) Über England vgl. G. M. Trevelyan, *English Social History. A Survey of six Centuries* (London 1947).
- (16) J. S. Galter, *El arte popular en Espana* (Barcelona 1948) S. 207.



Abb. 18 Zehntscheune. Bradford on Avon, Wiltshire, England.
Von der Britischen Botschaft in Köln-Bayenthal zur Verfügung gestellt.

Abb. 19 Niedersächsische Diele im Quatmannshof. Museumsdorf Cloppenburg (Oldenburg),
Niedersachsen, Deutschland. Durch die Direktion des Museumsdorfes Cloppenburg (Oldenburg).



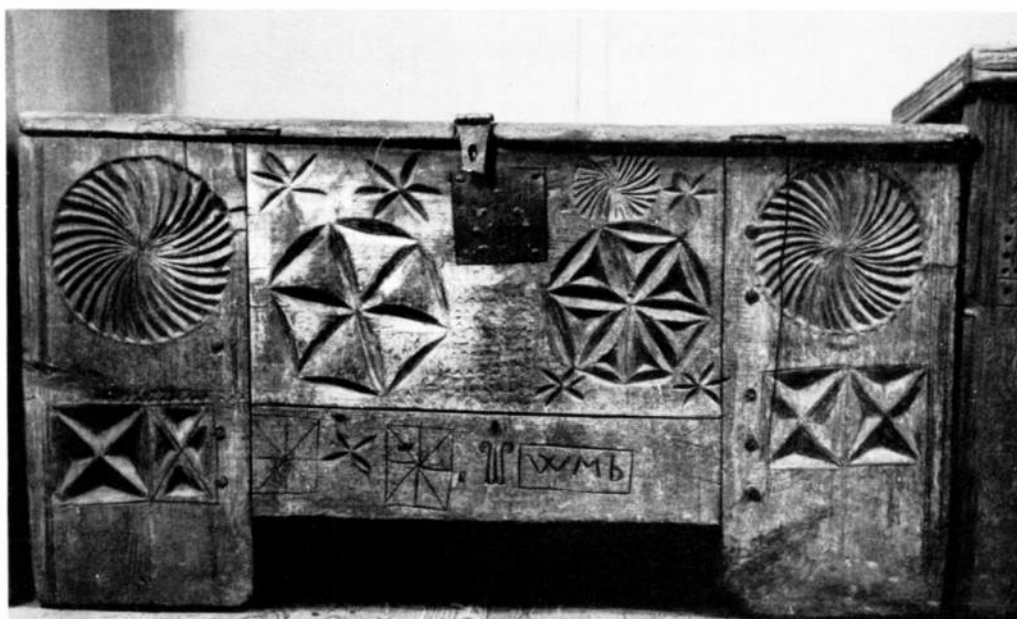


Abb. 20 Truhe aus Lärchenholz, Queyras, Hautes Alpes, Frankreich.
Musée National des Arts et Traditions Populaires, Paris. Durch die Direktion des Musée National.



Abb. 21 Bierhumpen, dunkelrot bemalt, darauf Ornament
und Schrift in schwarzer Farbe, mit stilisierten Pferdeköpfen.
Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte,
Hamburg. Kat. Nr. 40,34 : 7.

Abb. 22 Hängeschränk aus Eichenholz, datiert 1687, Inschrift: Maagens Iorgensen, Birte Povelsda, Dänemark. Dansk Folke Museum, Kopenhagen. Durch die Direktion des Dansk Folke Museums.



Abb. 23 Kaffeedose aus Birkenrinde, dunkelrot bemalt, Deckel und Boden aus Holz. Gegend von Kittilä, Nordfinnland. Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte, Hamburg. Kat. Nr. 13,57 : 25

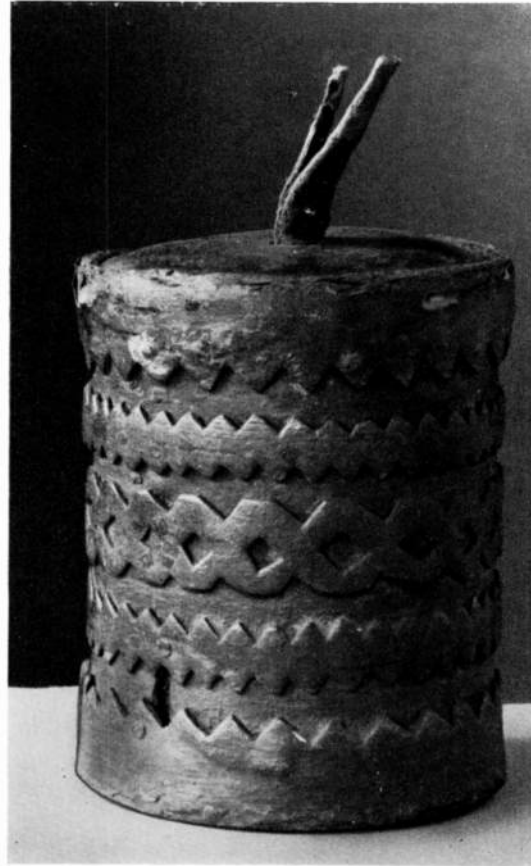


Abb. 24 Gefäß aus Birkenrinde, mit hölzernem Boden, hölzernem Deckel und Griffen, bunt bemalt: rot, grün, gelb, blau. Gouv. Wologda, Rußland. Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte, Hamburg. Kat. Nr. 11,31 : 14

Abb. 25 Vordersteven eines Fischerbootes, bemalt mit Figuren, Blumen, Inschriften. Murtosa, Portugal. Instituto para a alta cultura. Centro de Estudos de Etnologia Peninsular no Instituto de Anthropologia de Universidade, Porto, Portugal. Durch Instituto para alta cultura.

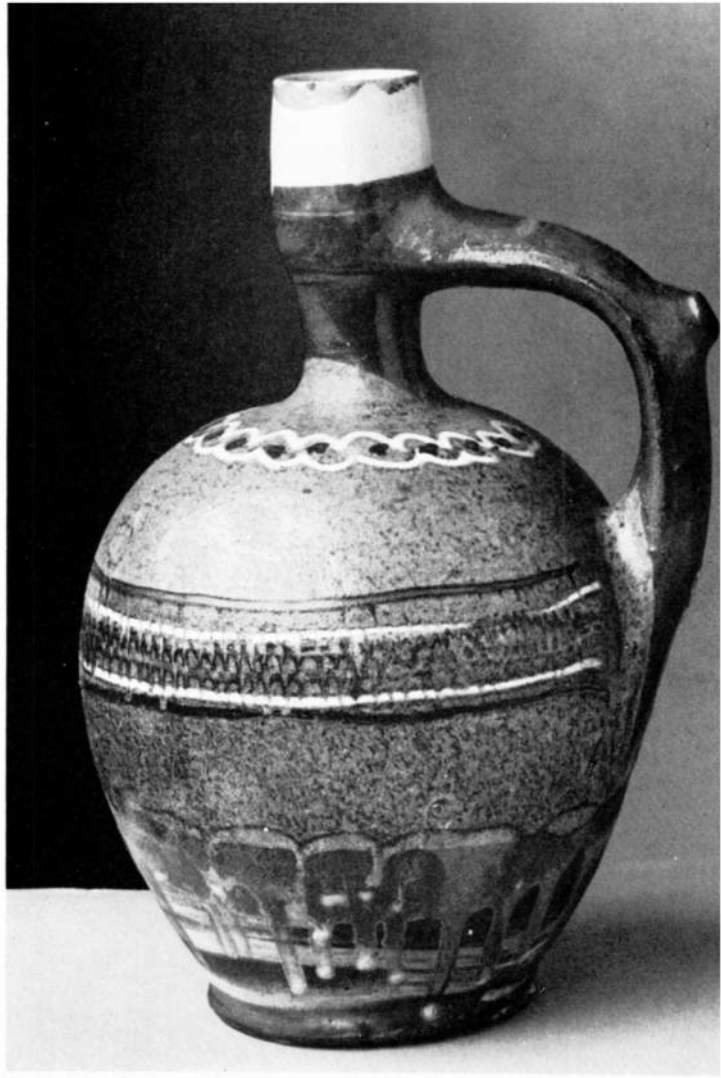


Abb. 26 Wasserkrug aus Ton, weiß, grün und blau glasiert. Gabrowo, Hoher Balkan, Bulgarien. Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte, Hamburg. Kat. Nr. 28,168 : 49



Abb. 27 Karre, reich verziert, die Wände des Sitzkastens durch Malerei. Sizilien, Italien. Durch Professor Raffaele Corso, Universität Neapel.

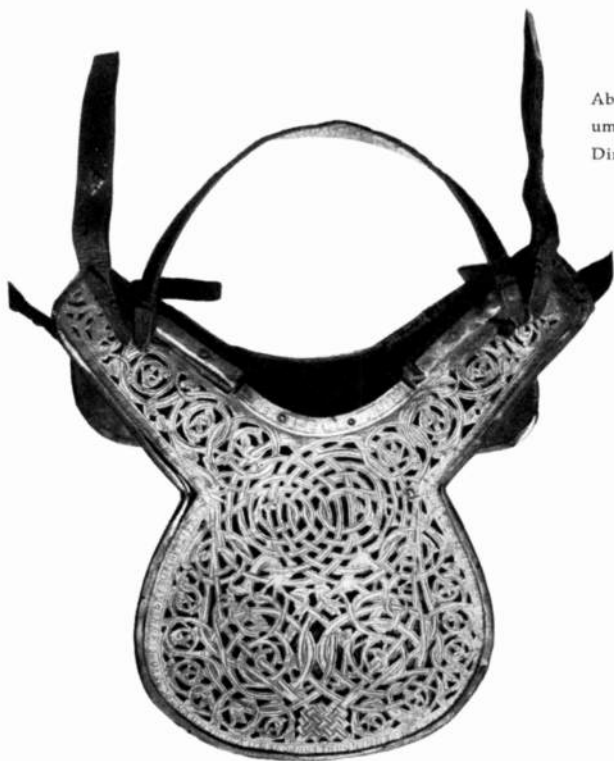


Abb. 28 Vorderstück aus Messing von einem Männersattel, um 1624. Island. Dansk Folkemuseum, Kopenhagen. Durch die Direktion des Dansk Folkemuseum.

Abb. 29 Gewelter Teppich, Norwegen. Norsk Folkemuseum, Bøgøy bei Oslo, Norwegen. Durch die Direktion des Norsk Folkemuseum.



Abb. 30 Estnisches Mädchen in der Tracht der Insel Oesel, Estland. Bild=Archiv Photo Marburg. Nr. 151 335



Abb. 31
Andachtskreuz
Anfang 10. Jahrh.
Clonmacnoise am Shannon,
Munster, Irland.
Zur Verfügung gestellt
vom Irischen Außenministerium,
Dublin.



Abb. 32
Taufstein, aus gelblich-grauem Ruhrsandstein,
letztes Drittel des 12. Jahrh.
Wattenscheid bei Gelsenkirchen,
Westfalen, Deutschland.
Durch den Landes-Konservator
von Westfalen-Lippe.

- (17) Otto Bramm, Truhentypen (Hahm, Volkswerk, Jahrb. d. Staatl. Museums f. Volkskunde, Berlin 1941).
- (18) Vgl. Suzanne Tardieu, Meubles datés et localisés (Paris 1950).
- (19) Kein Wunder, daß der Stuhl der Außerachtlassung der zurückgetretenen Renaissance-motive von den Studenten des kunstgeschichtlichen Seminars einer Universität oftmals viel zu früh auf die romanische Stilperiode hin datiert wird.
- (20) Artikel Gondola in der Enciclopedia Italiana di scienze, lettere et arti Band XVII 1933.
- (21) Galter, El arte popular en Espana (Barcelona 1948) Seite 389.
- (22) Vgl. Zeitlose Form, Katalog Sammlung Rintelen, Ausstellung 1953 im Kestner-Museum Hannover.
- (23) Anderer Herkunft scheint die liegende Acht als mathematisches Zeichen für Unendlichkeit, die Lemniskante, zu sein, eine der sogen. Cassinischen Linien. Nach Ansicht von Mathematikern ist dieses Zeichen der Unendlichkeit, das gleich dem Begriff der Unendlichkeit mit der Differenzialrechnung zusammenhänge, erst auf die Zeiten von Newton und Leibnitz zu datieren. Conrad Müller, der führende Mathematik-Historiker, glaubt, nach seiner persönlichen Konjektur damit rechnen zu müssen, daß diese Lemniskate ursprünglich ein von stärkster Fraktur ergriffenes M (als Anfangsbuchstabe der Zahlbezeichnung Mille = 1000, die den Römern als höchstes, als eine Art Unendlichkeitszeichen gegolten habe) sei. Auch sei Wallis, Arithmetica Infinitorum heranzuziehen.
- (24) Blöndel u. Sigtryggsson, Alt-Island im Bilde (Jena 1930).
- (25) W. A. v. Jenny, Die Kunst der Germanen im frühen Mittelalter (Berlin 1940).
- (26) „Die Model für festliches Gebäck mit vertieft eingeschnittenen Darstellungen aus dem religiösen Bezirk und dem Volksleben sind nur z. T. eigene Arbeit der Lebküchner, meist werden sie von wandernden Formschneidern geschaffen, wobei sie ihren volkstümlichen Charakter beibehalten“. (Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst. München 1954. S. 23).
- (27) Über den Inhalt vgl. Deutsche Volksbücher Bd. 2. „Eine schöne Historie von den vier Heymondskindern, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinhold, mit ihrem Roß Bayart, was sie für Heldenthaten gegen die Heiden, zu Zeiten Caroli Magni, König in Frankreich, und ersten römischen Kaiser begangen haben“. (Köln).
- (28) Abbildung bei Bossert, a. a. O.
- (29) Hochstehende Frauenkunst der Gegenwart zeigen Ausstellung und Katalog „Die Frau als Schöpferin“ (Kunsthalle Mannheim, Januar u. Februar 1953).
- (30) Charles Marriott, British Handicrafts (London, New-York, Toronto 1948)
- (31) Ernst Flemming, Textile Künste (Berlin o. J.). — Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst (Berlin 1928) S. 91,
- (32) Schwedische Prachtstücke im Nordischen Museum in Stockholm, vgl. Sigrid Svensson, Hembygdens arv. (Stockholm 1929).
- (33) Vgl. Moritz Dreyer, Entwicklungsgeschichte der Spitze (Wien 1910). Ferner Marie Schütte, Alte Spitzen (Berlin 1921) und Zschorsch. Das Klöppeln (Berlin 1923).
- (34) Vgl. hierzu Bruno Schier, Der Hut als Spiegel der sozialen Stellung und seelischen Haltung seines Trägers (Zeitschr. f. Volkskunde 50, Stuttgart 1953) S. 261.
- (35) Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst (München 1954) S. 32.
- (36) Eva Nienholdt, Die Volkstracht, (Handbuch der Deutschen Volkskunde herausgegeben von Wilhelm Peßler, III, Potsdam 1938) S. 65.
- (37) Wilhelm Peßler, Niedersächsisches Trachtenbuch, (Hannover 1922) S. 13.
- (38) Das kleine schauburgische Trachtengebiet zerfällt wiederum in vier Sondergruppen (Peßler, a. a. O. S. 61). Als Beispiel für die Vielfalt von 12 Trachtenteilen bei 2 Trachtenarten diene die Tabelle der Frauentracht in Haste (S. 66 u. 67).
- (39) Verein für Niedersächsisches Volkstum, Mitgliedsblatt Nr. 15 (Bremen, Frühling 1954 S. 1).
- (40) Mitteilungen des oberösterreichischen Volksbildungswerkes II, 22. Linz, 1. 11. 52.
- (41) Merkblatt „Geschmiedete Grabkreuze. Eine alte Tradition wird von Steyrer Künstlern gepflegt“ (Kunstverein Steyer. März 1950).
- (42) Das Bild verdanke ich dem Irischen Außen-Ministerium in Dublin. Aus welchen Vorstufen heraus sich diese Form entwickelt hat, läßt sich gut an prächtigen Abbildungen verfolgen, die vom Kulturkomité in Buchform herausgegeben sind: Française Henry, Art Irlandais (Dublin 1954). — Vgl. Irish Art (London 1940).

- (43) Auf die Schönheit der Dorfkirche, des Baukörpers und des Inneren sowie auf jene von Kanzel, Altar, Taufbecken und Kronleuchter, sowie der Wand- und Deckenbemalung, habe ich während dreier Jahrzehnte immer wieder Gelegenheit gehabt, die Teilnehmer an meinen Führungen hinzuweisen.
- (44) Vgl. Walter Zimmermann, Romanische Taufsteine am Niederrhein, (Annalen Hist. Ver. Niederrhein 1954) 155. Heft 6. S. 472.
- (45) Vgl. Bruno Thomas, Die westfälische Steinplastik des 12. Jahrhunderts, (Westfalen, Jahrg. 19, 1934) S. 400 und Peter Hirschfeld, Ikonographische Bemerkungen zur Angler Löwenplastik (Nordelbingen. Bd. 20. Heide 1952. Festschrift Arthur Haseloff 80 Jahre) S. 20. Soeben ersehe ich, daß es Noehles gelungen ist, das Stück im Zusammenhang der Gesamtentwicklung auf das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts zu datieren. (Diss. Münster 1953).
- (46) Vgl. Richard Bernheimer, Romanische Tierplastik (München 1931) und Wera von Blanckenburg, Heilige und dämonische Tiere (Leipzig 1943).
- (47) Jurgis Baltrusaitis, Lithuanian Folk Art (München 1948) S. 33.
- (48) Den Hinweis auf diese eigenartigen ansprechenden Bauwerke verdanke ich dem Folklovarsarivet in Lund (Dir. Prof. Dr. Svensson).
- (49) Edwin Sacher. Die aus Grassoden gebauten Höfe und Kirchen in Island, (Würzburg 1938).
- (50) Raymond Richards, Old Cheshire Churches, (London 1947). Cox und Ford, The Parish-Churches of England. (London 1947).
- (51) Dietrichson u. Munthe. Die Holzbaukunst Norwegens (Dresden 1893).
- (52) Hermann Phleps. Die Norwegischen Stabkirchen von ihrem Gefüge aus gesehen. (Jubiläumstagung der Koldewey-Gesellschaft. Stuttgart 1951) S. 49.

EIGENART UND ENTWICKLUNG DES BRAUCHTUMS AN SAAR UND MOSEL

VON MATTHIAS ZENDER

Das Wort „Brauchtum“ ruft bei manchen von uns, durch die Erinnerung verklärt, das Bild von besonders schönen Jugenderlebnissen hervor. Keiner ist davon frei, und ich fürchte, viele werden daher etwas enttäuscht sein, wenn ich jenseits einer Schilderung der verschiedenen Bräuche nun vor allem jene Züge herausgreife, *die für die Wesensart und die kulturelle wie soziale und soziologische Gesamthaltung einer Gruppe Aussagewert besitzen*. Aber erst damit berühren wir eine eigentlich volkskundliche Fragestellung.

Im volkstümlichen Leben fallen die Formen des Festtagsbrauchtums in ihrer landschaftlichen Verschiedenheit und in ihrer oft altertümlichen oder absonderlichen Gestaltung besonders auf. So ist es verständlich, daß man, seit man den volkstümlichen Kulturgütern und Lebensformen Aufmerksamkeit schenkte, diese auffallenden Bräuche immer ganz besonders beachtete und die alltäglichen Verhaltensweisen und Erscheinungen mit oft höherem volkskundlichem Aussagewert vielfach übersah. Es bedarf eben einer viel feineren und differenzierteren Beobachtung, um diese Verhaltensweisen und Sitten in ihrer vollständigen Ausformung und Verästelung und ihrer Tragweite für das menschliche Leben zu erkennen. Auch bei dem Festtagsbrauch ist vielen Schilderungen manch feiner Zug entgangen. Aber wir haben da doch eine Fülle von Literatur und Einzelangaben bis in verhältnismäßig frühe Zeit zurückreichend und für alle Völker, so daß es leicht

möglich ist, sich über Entwicklung und Gestaltung umfassend zu unterrichten. Darum wird auch ein Volkskundler, der dem Festtagsbrauchtum nicht mehr jene zentrale Stellung und allumfassende Bedeutung zuerkennen möchte, wie es der Volkskundler des 19. Jahrhunderts tat, doch immer wieder gerne zu Studien über Jahres- und Lebensbrauch zurückkehren.

Im Rahmen der volkstümlichen Kultur hat der Festtagsbrauch natürlich seine Bedeutung. Sie war in alter Zeit weitgehend magischer, zaubrischer Natur. Wie immer in solchem Falle wurde der Brauch in seinen äußeren Formen starr, unverändert über Zeiten und Landschaften hinweg weitergegeben; und es blieben oft unverständlich gewordene, versteinerte Formen erhalten, denen jede geistige Grundlage fehlte und für deren Erklärung Verhältnisse weit zurückliegender Kulturschichten oder weit entfernt liegender Landschaften und Räume bemüht werden müssen. In Magie und Zauber bleiben bei der Bedeutung und Symbolkraft der äußeren Form diese Einzelheiten und Äußerlichkeiten gewahrt. Daneben aber hat das Festtagsbrauchtum bereits in alter Zeit eine zweite Funktion, die sich in der jüngsten Entwicklung mehr und mehr verstärkte, um heute wohl in fast allen Landschaften die einzige zu sein. Das Brauchtum ist ein *Spielgut unserer Kultur*, wie *Hellpach* dargelegt hat. Die einseitige Lebensform des Menschen, die Überlastung und anderseits Verkümmern bestimmter geistiger Funktionen, die Spezialisierung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens führen dazu, daß der Mensch nach einem Ausgleich sucht. Dieser Ausgleich ist gegeben in allen Formen der Erholung und des Spieles, also auch im Brauchtum. Dieses ist damit gewissermaßen der Widerpart zum Alltagsleben, und im Brauchtum und seiner Funktion, seinem Wandel und seiner Bedeutung muß sich im Gegensatz das Alltagsleben nachzeichnen, genau wie die Gußform das Negativ der Statue oder des zu gießenden Gegenstandes ist. Soweit es sich beim Brauchtum um Spielgut handelt, müssen sich entgegen der streng traditionsgebundenen Form des magischen Brauches nun Veränderungen entsprechend den Veränderungen im sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Leben überhaupt ergeben. Ein Beispiel sei angeführt. Wir alle sehen im modernen Leben das Auseinanderfallen der Familie als Arbeitsgemeinschaft. Der fortschreitenden Entwicklung in diesem Sinne aber entspricht auf der andern Seite die Entstehung von Familienbrauchtum, beginnend etwa mit dem 16. und 17. Jh. und verstärkt Ende des 19. und im 20. Jh.: so Weihnachtsbrauch, Namenstag und Geburtstag, Familienjubiläen, Adventskranz, Osterfest, Geschenk an den Schulneuling, Muttertag usw. Man möchte die wenigen Stunden in der Familie besonders intensiv und bewußt erleben. In solchen Fällen können wir, wie gesagt, natürlich mit starken Veränderungen rechnen. Sehr oft zeigen sich im gleichen Festtagsbrauch nun beide Grundhaltungen: zunächst, wenn auch nur traditionell und oft sinnentleert die magisch=zauberische Bedeutung mit möglichst starrer Bewahrung der traditionell überlieferten äußeren, wenn auch oft unverstandenen Formen, auf der anderen Seite der Brauch als Spielgut der Kultur als Teil der Erholung in seinen oft wechselnden Bindungen an die verschiedenen Gemeinschaften und in ständigen, wenn auch hier von Sitte und Gemeinschaft bestimmten und gebremsten Umgestaltungen entsprechend der allgemeinemenschlichen Lage oder im Gegenspiel zu ihr. Im Laufe der Zeit ergeben sich mannig-

fache Überschichtungen, Veränderungen, Verwicklungen und Beziehungen zwischen diesen beiden Grundformen im gleichen Brauch, die das Studium dieser Erscheinungen zwar reizvoll gestalten, aber sehr oft eine Erklärung und Zuordnung schwierig, vielfach unmöglich machen. Die Eigenart einer Landschaft oder einer Volksgruppe in derartigen Erscheinungsformen zu erkennen, wird nicht leicht sein.

So muß schon sogleich am Anfang darauf hingewiesen werden, daß es fast nie Bräuche gibt, die nur in einer bestimmten Landschaft vorkommen und ausschließlich auf diese beschränkt sind. Wir sprechen zwar von einem alten schönen Merziger Brauch, einer Sitte des Hunsrücks, aber wir meinen damit nur, daß dieser Brauch sich seit Menschengedenken dort findet, ohne damit etwas über andere Gegenden aussagen zu wollen. Eher ergeben sich schon Hinweise auf die Eigenart einer Landschaft aus der Gesamtzusammenstellung des Brauchtums über Jahr und Leben hin, ob etwa ein reiches Brauchtum vorhanden ist oder nicht. Dann aber zeigt sich bei genauer Beobachtung, daß auch bei weitverbreiteten Bräuchen trotz Festhalten an äußeren Formen und Traditionen die Gestaltung in den einzelnen Landschaften verschieden ist und sich hier oft nur in feinen Nuancen und Einzelheiten der Einfluß von Land und Leuten zeigt.

Hier blieb vor allem die ältere Literatur in einer Schilderung der wichtigsten Umstände stecken. Sie verzichtete auf Erfassung der Einzelheiten und färbte zudem in romantischer Sicht. Da konnte ich zum Ersatz auf die umfassenden handschriftlichen Sammlungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde in Bonn zurückgreifen, die wir der selbstlosen Mitarbeit von vielen hundert Heimatfreunden, vor allem den Lehrern, auch von der Saar, verdanken. Vielleicht erkennt der eine oder andere in den Beispielen, die ich gebe, seine eigenen früheren Mitteilungen.

Wenn wir unter den hier dargelegten Gesichtspunkten das Brauchtum der moselfränkischen Gebiete an der Saar durchgehen, so lassen sich vielleicht als besonders kennzeichnend folgende Punkte herausstellen. Das Brauchtum ist oder war wenigstens bis zum Ende des 19. Jh. hier besonders altertümlich, nicht bloß in Einzelzügen, sondern auch in der Gesamtheit. Nirgendwo sonst in unserem Arbeitsgebiet, den Rheinlanden, sind die kulturellen, magischen oder zauberischen Beziehungen noch so überliefert wie hier, wenn sie auch nur noch in seltenen Fällen wirklich Bedeutung im Volksleben hatten. Anderwärts sind diese Dinge, bestimmt einmal vorhanden, überhaupt nicht mehr überliefert. Dagegen zeigt das Brauchtum an der Mosel und Saar einfache Formen, weder die große Vielfalt anderer Landschaften, noch die dort übliche reiche Ausgestaltung oder Erweiterung mit Spielformen und nicht die Übernahme städtisch-bürgerlicher Erscheinungen schon seit dem Spätmittelalter, wie es etwa im Kölner Raum der Fall ist. Das Brauchtum ist einfach, geht nicht in Trubel, Veranstaltung, Vergnügen, Fest über oder wird gar zum Rummel, wie es anderwärts schon vor langer Zeit begann. Heute mag sich da vieles geändert haben. Die neuere Entwicklung zeigte sich vor allem im moselfränkischen Gebiet an der Saar, in Eifel und Hunsrück in der Weise, daß *die altertümliche Brauchtumsform aufgegeben* wurde, aber nichts anderes Neues aus ihr entwickelt wurde. Das trifft vor allem auf die bäuerlichen Gebiete des Saargaus und Bliesgaues zu, wo wir heute eine ausgesprochene *Brauchtumsarmut* haben. An der Saar und auf dem Hochwald verlief die Entwicklung etwas anders.

Dabei ist die Landschaft um Merzig deutlich Übergangsgebiet. Die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen im Industrierevier der Saar und dessen Einzugsgebiet mußten ebenfalls zur Umgestaltung des Brauchtums führen. Während jedoch das Ruhrgebiet auch die letzten Reste alten Brauchtums aufgab, das mitteldeutsche Industriegebiet vollständig neue Brauchtumsformen schuf fast ohne jede Beziehung zu dem ursprünglich Bodenständigen, während der bürgerliche Kölner Raum dem Brauch regelmäßig einen großen öffentlichen Rahmen geben möchte, ihn gewissermaßen auf einen Podest stellt, liegen die Verhältnisse im Industriegebiet der Saar ganz anders. Hier versuchte man, den Brauch den veränderten Verhältnissen anzupassen, wollte ihn lange Zeit hindurch noch als Brauch erhalten wollte *Weiterentwicklung, aber im ursprünglichen volkstümlichen Rahmen*. Es trat dabei sehr oft eine Vereinfachung ein. Auch hinsichtlich der Träger des Brauches zeigen sich Unterschiede. Natürlich ist hier wie überall in vielen Fällen die Nachbarschaft oder die Dorfgemeinschaft Trägerin. Das wird etwa deutlich bei Tauffeierlichkeiten. Von der Verwandtschaft sind nur die Paten da, sonst ist der Taufkaffee ausschließlich Sache der Nachbarinnen, die dabei das große Wort führen und eigentlich Trägerinnen des Brauches sind. Erst im Einzugsgebiet der Saarindustrie zeigt sich der Wandel. Dort nehmen „Verwandte und Nachbarn“ am Taufkaffee teil, und die Angelegenheit nimmt dort an Stelle des alten Brauches den Charakter eines Familienfestes an. Daneben aber zeigt sich in den eigentlich bäuerlichen Gebieten des moselfränkischen Raumes als Brauchtumsträger die bäuerliche Großfamilie bis zu Vettern oft 3. und 4. Grades mit Einschluß der Nachbarn, die allerdings nicht jene bevorzugte Stelle wie anderwärts einnehmen. Dazu gehören dann die Handwerker, die zum Beispiel zum Essen bei Beerdigungen wie Verwandte eingeladen wurden. Dagegen fehlte ursprünglich und noch bis 1920 an der Saar die Organisation, der Verein vollständig, und auch die große Öffentlichkeit, die gesamte Dorfgemeinschaft spielte — in den bäuerlichen Gebieten schon gar nicht — aber auch an der Saar im Brauchtum nicht die Rolle wie etwa in der Kölner Gegend. Im Alltagsleben liegen die Verhältnisse wieder ganz anders.

Natürlich lassen sich derartige zusammenfassende Gesichtspunkte nur im ganz Groben geben. Der Ausnahmen gibt es viele, und die Leser könnten mir zu jedem Punkte mit einigen Gegenbeispielen dienen. In der Volkskunde läßt sich noch weniger als anderswo alles klassieren und genau einordnen. Aber im Großen gesehen, glaube ich, daß wir so doch einige Gesichtspunkte gewonnen haben, die wir mit Einschränkung als kennzeichnend und in gewisser Hinsicht als allgemein gültig für die Entwicklung des Brauchtums in hiesiger Gegend ansehen können. Ich wollte diese Hinweise geben, ehe wir in *die Betrachtung einzelner Bräuche* eintreten. Wenn wir uns nun diesen Bräuchen zuwenden, so muß durch Beschreibung und Erklärung eine strenge Ordnung notwendigerweise gelockert werden. Ich meine, daß auf der jetzt gegebenen Grundlage die weiteren Ausführungen sehr viel plastischer und anschaulicher werden.

Ich muß natürlich eine Auswahl treffen. Lassen Sie mich mit *Fastnacht und Dreikönigstag* beginnen, dann Maibrauch, Erntefest und Kirmes in ihrer Gestaltung zu unsern allgemeinen Feststellungen aussagen lassen.

Schon im *Termin des Fastnachtsbrauchtums* zeigt sich der altertümliche Charakter. Wenn wir früher am Fastnachtssonntag, Fastnachtsdienstag oder am 1. Fastensonntag auf eine der Berghöhen zwischen Saarlouis und Saar-

burg gestiegen wären, so hätten wir ringsum bei den Dörfern Feuer (Fastenfeuer) auflodern sehen. Und wir hätten dann gehört, wie ein Dorfjunge mit lauter Stimme nach bis ins einzelne feststehendem Ritus im Wechselruf mit der Dorfjugend die Mädchen des Dorfes, „die Lehen“ oder „die Gelosten“, unter die Dorfjugend verteilt hätte. Die so bestimmten Paare mußten zusammen zum Tanze gehen; Geschenke des Burschen an das Mädchen am Brezelsonntag, des Mädchens an den Jungen an Ostern (Eier) beschlossen das Lehenverhältnis in den meisten Fällen. Der älteste der Termine ist der erste Fastensonntag; da findet das Verteilen nach der Fastnacht statt, wo es eigentlich wenig Sinn hat. Nun, *der Sonntag Invo-cavit*, unser 1. Fastensonntag, ist die alte Fastnacht, die Fastenzeit begann bis ins 11. Jh. vielfach erst am Montag danach. Erst um 1090 wurde der heutige *Aschermittwoch* allgemein als Fastenbeginn festgelegt und damit auch die Fastnacht verschoben. Das Brauchtum aber hat diese Verlegung nur teilweise mitgemacht, und so blieb etwa in Perl, in Düppenweiler, Ens Dorf, Berus, Bous, Altforweiler wie in der Westeifel der 1. *Fastensonntag als Rest der Fastnacht* erhalten, nicht bloß im Feuerbrauch. An diesem Tage wurden noch einmal Fastnachtsküchel gebacken, der Tag heißt darum neben Schäfsonntag auch Küchel-sonntag; es durfte noch einmal Karten gespielt werden, was sonst in der Fastenzeit nicht üblich war, usw. Nur der Fastnachtstanz war am 1. Fastensonntag überall aufgegeben.

Da haben wir schon ein eindrucksvolles Beispiel, wie sich über Jahrhunderte hinweg ein Brauch in einer dem Sinn vollständig widersprechenden Weise halten kann. Dieses Lehnverteilen am 1. Fastensonntag war früher einmal im Westmoselfränkischen verbreitet. Es hielt sich nur im ehemals lothringischen Gebiet, da in Kurtrier und Luxemburg die Bemühungen geistlicher und weltlicher Gewalt den Brauch vernichteten. Nur in wenigen Orten der Westeifel — nun wieder bezeichnend für die Rolle der bäuerlichen Großfamilie — erhielt sich der Brauch in vereinfachter Form bei Hochzeiten, wie es auch in ein oder zwei Orten des Kreises Saarb urg der Fall ist. Die zwei nördlichsten Belege für Lehen bei Fastenfeuer haben wir aus dem Kreise Düren, und sie zeigen, wie weit der Brauch einmal reichte. Das Lehnausrufen an der Saar entspricht der Mädchenversteigerung am 1. Mai in der Kölner Gegend. Ein Vergleich zeigt die Unterschiede. In der Kölner Gegend ist Träger des Brauches eine wohlorganisierte Gruppe, „der Reih“ oder „das Gelag“, mit vielen Ämtern für die Mitglieder, Aufgaben und Pflichten während des ganzen Jahres gegenüber der Jungengruppe wie dem ersteigerten Mädchen, Statuten und Vereinsbüchern, die oft 200 Jahre alt sind, einer Versteigerung mit viel Reden, Ulk und Witz, wie es der Augenblick eingibt. Demgegenüber an der Saar: die Altersklasse in alter natürlicher Weise ungegliedert, ohne rechten Präsidenten, mit der Verteilung oder gar, im Worte noch erhalten, der Verlosung, einer sehr alten Form dieses Brauches mit wenigen, aber sehr bestimmten Pflichten, alles noch bis 1900 in streng ritueller festgelegter Form. Noch in anderer Weise zeigt sich, wie Brauchtum in der einmal gegebenen Form bewahrt wird, selbst wenn natürliche Gegebenheiten dagegen sprechen. Beim Fastenfeuer handelt es sich um einen Frühlingsbrauch. Aber hier wie vor allem in der Hocheifel spielt sich diese Feier sehr oft zu einer recht winterlichen Zeit, mitten im hohen Schnee, ab. Schon diese Tatsache führt zur Vermutung, daß der 1. Fastensonntag als Termin für diesen Frühlingsbrauch nicht in

unseren Regionen entstanden sein kann. Und in der Tat läßt sich heute als Ursprungsgebiet der Mittelmeerraum, vielleicht Oberitalien, nachweisen, von wo der Brauch im frühen Mittelalter nach Süddeutschland, der Schweiz, Ostfrankreich bis ins Moselfränkische, in den Odenwald, dann bis zur Röhn und bis Düren und Aachen vordrang. Der ursprüngliche Termin aber blieb allen sonstigen Gegebenheiten zum Trotz gewahrt. Nicht nur der Termin. In der Erinnerung der alten Leute lebte noch eine *Idee des kultisch-magischen Sinnes* weiter. In Medell bei St. Vith erzählte mir noch 1936 ein Mann, das Fastenfeuer habe man anzünden müssen, da sonst in dem Jahre ein Haus im Dorf abgebrannt sei.

Insbesondere glaubte man an eine *Förderung der Fruchtbarkeit* der Felder, ein Glaube, wie er schon im Heischelied ausgesprochen wird. Daher wurde in der Eifel das Feuer auf der Kornflur abgebrannt. Soweit der Rauch zog oder der Feuerschein leuchtete, gedieh das Korn. In Tünsdorf im Kreise Saarburg legte man noch vor 30 Jahren Wert darauf, daß möglichst viel Rauch aufstieg und half mit etwas feuchtem Stroh nach. Der eigentliche Sinn war unbekannt, und man hatte eine andere rationelle Erklärung untergeschoben. Stellen wir im Gegensatz dazu wieder den Kölner Raum. Hier hatte das Jahresfeuer so sehr jede kultische Beziehung verloren, daß der ursprüngliche Brauch durch ein reines Festfeuer am Martinstag ersetzt werden konnte, und zwar schon im hohen Mittelalter, das ist der früheste, wenn man will, gegenüber der alten kultischen Bedeutung säkularisierte Brauch und steht im Grunde auf der gleichen Stufe mit irgendwelchen Freudenfeuern unserer Tage, die aus weltlichem oder kirchlichem Anlaß abgebrannt werden.

Besonders deutlich aber wird die Eigenart unserer Landschaft in der Art und Weise, wie früher Fastnacht gefeiert wurde. Das häusliche Leben kümmert sich nicht viel um Fastnacht, heißt es in Freudenburg. Da zogen Kinder gabenheischend um, wobei vielfach das Lied aus dem Sternumzug der drei Könige gesungen wurde: Ich bin ein kleiner König; oder Erwachsene zogen von Haus zu Haus, doch stumm, um nicht erkannt zu werden. Ein Kartenspiel und Arbeitsruhe waren das Einzige. In vielen bäuerlichen Orten fehlte der Tanz. Der turbulenten Feier des Kölner Wiwerfastelowends stand der *fette Donnerstag* von Mosel und Saar gegenüber mit vielleicht sehr urtümlichen Frauenriten, die aus der Eifel viel häufiger überliefert sind als aus der Kölner Gegend. Sie wandelten sich nicht zu ähnlichen Feiern wie in Köln, sondern verschwanden in neuerer Zeit; es blieb ein besonderer Schmaus in der Familie und (so in Morscholz) ein *Heischegang der Dorfhirten*. Von ihnen übernahmen übrigens die Kinder den Heischespruch „Speck un Eier rous, oder ich schecken de Wolf ent Hous“, der im Munde des Hirten natürlich Bedeutung hatte, von Kindern gerufen aber sinnlos ist. Den ältesten Fastnachtsbrauch überlieferte Hausbach: „An Tagen zwischen dem Dreikönigstag und Fastnacht verkleideten sich die Burschen, sie gingen mit verkleidetem Spielmann in die Häuser der Mädchen, wo getanzt wurde. Fastnachtsonntag wurde ähnlich wie Kirmes mit Kuchen, Nonnenbrötchen und Schlachten gefeiert. Die Burschen ließen sich in der Wirtschaft früher einen Hammel braten, später wurde der Hammel durch Hähnchen ersetzt, als die Schafzucht zurückging. An Fastnachtdienstag führte man einen Strohhmann — der Foasboken genannt wurde — durchs Dorf und vergrub ihn vor dem Ort.“ Wenn wir hier abziehen, was aus dem Kirmesbrauch

übernommen ist, so bleibt zunächst eine Sitte wie beim Erbsenbär in Köln oder dem Tod- und Winteraustragen der Pfalz übrig. Aber wichtig ist eines. Die Zeit des Maskierens war nach dem Beleg aus Hausbach nicht auf die eigentlichen Fastnachtstage beschränkt, wie es meist üblich war. (Daß die Fastnacht in Köln heute am 11. 11. beginnt, ist jung, und hat andere Grundlagen.) Sondern hier in Hausbach traten die Masken während vieler Wochen auf. Nun erinnern wir uns an die Maskenläufe in Tirol zwischen Weihnachten und Dreikönig und ähnliche Bräuche und vor allem an die strengen Strafen der Bußbücher und der Kirche gegen die Masken an Neujahr oder in den Monaten Januar und Februar. Wir haben hier den Rest einer alten Sitte. Die von Dämonen erfüllten Winternächte und Zeiten des Übergangs vom alten zum neuen Jahr, vom Winter zum Frühling waren gefährlich. Die Dämonen wurden abgewehrt durch die Masken, die zu verschiedenen Zeiten, nicht bloß zu Fastnacht getragen wurden. Das Reich der Toten trat in den dunklen Winternächten mit den Masken in die Welt der Lebenden, die sich durch die Identifikation mit den Toten wieder von diesen befreiten. Das ist der Sinn des Hausbacher Brauches.

Heute hat sich vieles gewandelt. Die Unterschiede sind verwischt. Aber wer selbst im Jahre 1954 den Verlauf der Fastnacht in Köln und in Trier miteinander vergleicht, wird feststellen, daß trotz Rundfunk, Zeitung und allen Verkehrsverbindungen die beiden Feiern bei aller Angleichung noch wesensverschieden sind, weil die volkskundlichen Vorformen wie die Menschen als Träger verschieden sind.

Der Unterschied zwischen der Fastnachtsfeier des Kölner Raumes und der des moselfränkischen Bereiches kommt auf einer Karte des Atlas der deutschen Volkskunde in einer fast drolligen Weise zum Ausdruck. In den Fragebogen des Volkskundeatlas war nach „weltlichen Festen“ gefragt. Dabei wurden Kirmes, Schützenfest, Kinderfest, Schulfest usw., vielfach auch die Fastnacht mit ihren mundartlichen Bezeichnungen genannt. Die Karte des Atlas zeigt, daß die Antworten von Mosel und Saar dabei die Fastnacht viel häufiger angeben als die Bogen der Kölner Gegend. Jedermann weiß aber, daß in Wirklichkeit die Bedeutung des Fastnachtstreibens in der Umgebung von Köln unvergleichlich viel größer ist als im Moselfränkischen. Aber gerade deshalb fehlen bei der Frage nach weltlichen Festen die Angaben im Raume von Köln. Fastnacht ist dort vielleicht „eine lange Festzeit, aber eben kein weltliches Fest“, gilt dagegen im Gefühl der moselfränkischen Bevölkerung sehr wohl als solches und wurde daher bei der Frage auch angegeben. Diese unterschiedlichen Angaben beleuchten blitzartig den Unterschied in der Bedeutung der Fastnacht.

Wir verweilen hier länger bei der Fastnacht, weil wir wenigstens einen Brauch etwas ausführlicher in seinem Verlauf vor 30 oder 50 Jahren schildern wollten. Die altertümliche *Reliktstellung der Gebiete westlich der Saar* zeigt dann sehr deutlich der *Dreikönigsbraucht*. Von den lothringischen Warndt-Dörfern bis zur Mündung der Saar in die Mosel findet oder fand sich die Sitte, daß am Abend vor Dreikönigstag ein bis drei Bohnen in einen Kuchen eingebacken wurden. Wer sie erhielt, war König und mußte etwas zum Besten geben. Er mußte in den Keller „zapen“ gehen. So blieb diese Form des Brauches in der Familie. Der Brauch ist sonst im Rheinland umgestaltet. In den Kreisen Bitburg, Trier und Wittlich schrieb der Hausvater unter einen Stuhlsitz „König“. Wer sich auf diesen Stuhl setzte,

war König oder wer am Abend mit dem Löffel als erster zur gemeinsamen Schüssel langte, galt als König. Wir haben darin deutlich eine Abschwächung, aber der Brauch bleibt einfach und Träger bleibt die Familie. Ganz anders im Kölner Raum. Hier ist diese Bohnenwahl zur großen Tanzveranstaltung, „dem Bohnenball“, geworden. Vereine und Wirte sind Träger des jungen Brauches, der schon die Mosel erreicht hat und um 1920 an der Saar in Saarburg und Saarlouis — bezeichnenderweise in Städten — einzudringen begann. Diese Umgestaltung traf schon auf eine sozial differenzierte Gesellschaft, und der Bohnenball wird etwa im Jülicher Land Angelegenheit der reichen Bauern, deren Standesveranstaltung er geworden ist. Heute wird diese Art der Verlosung und die Wahl der Bohnenkönigin im Kölner Raum bereits bei vielen anderen Veranstaltungen geübt, etwa bei den Festen der Sebastianusschützengesellschaften, zu denen der Brauch in keinem inneren Zusammenhang steht und wo jede Grundlage fehlt. So breitet sich die Neugestaltung in mancher Hinsicht aus. Wichtig ist uns die verschiedene soziologische Funktion des Brauches im Kölner und Trierer Raum: Dort große Öffentlichkeit in der Wirteveranstaltung, hier einfache Familienfeier, dort allerdings konnte der Brauch sich halten, hier ist er heute fast verschwunden. Auch das *Maibrauchtum* an der Saar und Mosel zeigt durchaus die hier übliche einfache Form. Der Dorfmaibaum reicht von Osten gerade bis nach Wadern. Wo er auf dem Gau vorkommt, — 5 Fälle — steht er in Verbindung mit dem kirchlichen Leben, so wird er in Körrig zur Maikirmes vor der Kapelle gesetzt. Auch die am Rhein so verbreitete Sitte, den Mädchen Maizweige zu setzen, findet sich hier nicht. Bei uns sind diese *Maizweige* ganz in den kirchlichen Bereich hinübergewechselt und die Maien stehen heute zu Fronleichnam am Prozessionswege. Schon darin deutet sich ein kennzeichnender Zug des alten Maibrauchtums dieser Gegend an. Die Mainacht ist eine Nacht der Dämonen und Hexen. Um sie abzuwehren und irrezuführen, stellt man vor allem auf dem Hochwald allen möglichen Schabernack an, man versperrt Haustüren mit Eggen, hängt Pflüge in die Dorfbäume, pflügt ein Brachfeld kreuz und quer, malt Figuren auf Scheunentore und Türen, um nur wenig zu nennen, bei dem die dämonenabwehrende Wirkung, wenn auch für den Ausführenden unbewußt, doch sehr deutlich durchschimmert. Bräuche dieser Art finden sich hier vor allem im Kreis Saarlouis. Aber bezeichnender ist für diesen westmoselfränkischen Raum westlich von Saarlouis — Bernkastel und südlich von Prüm doch eine andere Sitte, wobei man nun mit kirchlichen Mitteln Dämonen und Geister der Mainacht vertreiben wollte. Der Hausvater oder die Hausfrau schritt mit Weihwasser und Palmwedel durch Haus, Stall und Hof und segnete alle Räume, das Vieh in den Ställen, die Familie in den Stuben. Draußen aber läuteten die getauften Glocken, um Dämonen, den wilden Jäger, der an der Saar in dieser Nacht umzog, oder die Hexen fernzuhalten. Dieses *Mai-läuten* hatte zwar der Erzbischof von Trier im 18. Jh. bei schwerer Strafe untersagt, aber es hielt sich in vielen Orten bis Ende des 19. Jh. Und noch heute erklingt am Maiabend, dem 30. April, das Geläute der Glocken in alter Weise. Man hat ihm bloß einen anderen Sinn unterlegt, es läutet den Marienmonat und die Maiandacht für die einen, für die andern den 1. Mai ein. Im Maibrauchtum, das im Kölner Raum ganz zum gesellschaftlichen Ereignis, dort heute vom Karneval beeinflusst, mit Maikönigin, etwa Anna I. und feierlicher Umfahrt geworden ist, blieb an der Saar noch

lange die magisch=zauberische Abwehrdeutung des Maibrauches lebendig, und es kam eigentlich der Festcharakter ursprünglich kaum zur Geltung. Diese besondere Form des Maibrauchtums an der Saar zeigt einmal *die engen Beziehungen noch zum magischen Bereich und zweitens den wenig festlichen und gesellschaftlichen Charakter des Brauchtums* im Moselfränkischen und in benachbarten Landschaften.

Wie fest verwurzelt ursprünglich gerade altertümliche Brauchtumsformen im westmoselfränkischen Bereich waren, zeigt besonders deutlich das *Erntefest*. In diesem Reliktraum einschließlich Luxemburgs hieß das Erntefest das Hahnenfest, Erntehahn, Sommerhahn, oder man sagte: Wir haben den Hahn, den Alten gefangen, wenn die Getreideernte beendet war — ursprünglich wenn die Winterfrucht geschnitten war. Es gab dann zum Abend ein besseres Essen, wobei der Hahn seit langem durch einen Schinken ersetzt war. Wir glauben, daß *Mannhardt* recht hatte, wenn er in diesem Hahn ein Fruchtbarkeitssymbol und im ganzen Brauch einen *Fruchtbarkeitszauber* sah. Mit dem Aufkommen der Erntemaschinen begann der Brauch zu schwinden. Er hielt sich nur in Bauernhäusern, die mit Gesinde arbeiteten, dem gegenüber das Hahnenfest Verpflichtung war. Hier zeigt sich im Moselfränkischen, soweit ich sehe, zum ersten Male ein *Einfluß der sozialen Differenzierung auf die Gestaltung des Brauches* in ein und demselben Orte. Ähnliches kennen wir bei anderen Bräuchen im Moselgebiet nicht. Ganz anders verhält sich hier — um ein Gegenbeispiel zu nennen — der Niederrhein. Dort ist das Erntefest in seinen einzelnen Brauchtumsformen seit alters geradezu auf dem Verhältnis von Bauer und Knecht, Hausherrn und Gesinde aufgebaut. Die einfache Form des Erntebrauchtums an der Saar zeigt sich im Gegensatz zum Niederrhein etwa auch darin, daß alle formelhaften Sprüche, alle Ulkszenen und Verspottungen etwa des jüngsten Knechtes und endlich der Tanz ganz fehlten. Mit der Entwicklung der Industrie an der Saar und der Zunahme der Arbeiterschaft in vielen ursprünglichen Bauerndörfern wurde natürlich das Erntefest am Schluß der Getreideernte gegenstandslos, denn die Ernte von Roggen und Weizen wurde bedeutungslos, und der Kartoffelanbau stieg. Ähnliches haben wir auch in anderen Gegenden, und wir erleben auch dort, etwa in der Gegend von Wipperfürth, daß nun am Schluß der Kartoffelernte das sogenannte Kartoffelfest gefeiert wird, das allerdings nirgends mehr irgendwelche Beziehungen zum alten brauchtumsmäßigen Erntefest aufweist. Nur an der Saar und im Einzugsgebiet der dortigen Industrie wurde der Schlußbrauch der Getreideernte auf den Schluß der Kartoffelernte verlegt, und zwar in seiner vollen ungebrochenen Form. So heißt heute das Erntefest der Kartoffelernte „Sommerhahn“, etwa in Düppenweiler. Oppen bei Wadern schildert den Brauch: „Wer bei der Kartoffelernte den letzten Kartoffelstock austut, fängt zu krähen an. Die andern auf dem Felde antworten mit Kikeriki. Abends gibt es gutes Essen, meist einen Hahn. Das nennt man den Sommerhahn fangen.“ Diese Anpassung an veränderte Verhältnisse ist uns Zeugnis für das ernste Bestreben der Arbeiter dieser Landschaft, die überkommenen Formen weiterzuführen und lebensfähig zu erhalten, in gleicher Weise wie lange Zeit der Arbeiter hier die Verbindung zum Boden und zur bäuerlichen Arbeit beibehielt.

Das *Kirmesbrauchtum* zeigt besonders deutlich die einfachen Formen, den unauffälligen Charakter des Brauchtums im westmoselfränkischen Be-

reich, zeigt aber auch, wie wir uns hier in einem Übergangsgebiet befinden. So geben vor allem viele Orte des westlichen Kreises Merzig, Büdingen, Hilbringen, Mondorf, Besseringen und andere an: keine besonderen, richtiger vielleicht keine auffallenden, Kirmesbräuche. Hier fügt sich die Kirmes offenbar durchaus der Feier in den Kreisen Saarburg und Bitburg ein, wo das Zusammenkommen oft entfernterer Verwandten besonders betont wird, wo am ersten Tag durch die *Gräbersegnung* wie sonst an Allerheiligen und auch an folgenden Tagen das Gedenken an die toten Familienmitglieder sehr herausgestellt wird. Da ist vor allem der östliche Kreis Merzig, das Hochwaldgebiet, deutlich Übergangsgebiet. Von Osten und Südosten her, aus dem pfälzischen Bereich, aus der Grafschaft Saarbrücken, ursprünglich, vor der Reformation, ausgesprochen brauchtumsreiche Gegenden, reichen eigenartige Sitten bis in den Kreis Saarlouis, das Primstal und die Gegend von Wadern. Da gibt es zu Kirmes den *Hammelaustanz*, einen Brauch, den wir weit vorgeschoben ursprünglich als Einzelpunkt in der Stadt Luxemburg kannten. Dieser Tanz findet an einem der Kirmestage auf einer Wiese statt. Der bekränzte Hammel wurde vorher im Zuge durch den Ort geführt. Beim Tanz auf der Wiese wurden vier bunte Sträube nach feststehender Regel gewechselt. Wer bei einem bestimmten Zeichen, früher meist einem Böllerschuss, den Strauß in der Hand hatte, durfte ihn behalten und für diese Ehre sich an den Kosten der Bewirtung beteiligen. Dieser Brauch, der zur Kirmes m. E. eine *reine Spielform ohne jeden magischen Hintergrund* ist, genau wie das *Kirmesbegraben*, reicht soeben noch in unser Gebiet hinein. Nordwestlich des Primstales ist er nicht mehr geschlossen verbreitet, und im ganzen Kreis Merzig erleidet der Brauch dazu Veränderungen und Modernisierungen, wie sie die neue Zeit mit sich bringt, wie sie sich aber besonders auch am Rande eines Kulturgebietes ergeben. An Stelle des Böllerschusses tritt ein Wecker, der rappelt, so in Lockweiler. Der Hammel ist durch eine Ziege ersetzt (Düppenweiler) und der Brauch mit dem Kirmesbegraben vermischt; oder an Stelle des Hammelessens müssen es sogar Hähnchen sein. Der bunte Bänderstrauß, der für das Hauptgebiet des Brauches bis in die Pfalz hinein so charakteristisch ist, wurde in Haustadt und Beckingen, dort beim Kirmesbegraben entsprechend der fremdartigen Vorliebe dieser Gegend für immergrüne Pflanzen durch einen Lorbeerbaum ersetzt. Man sieht an diesem Beispiel, wie landschaftliche Sonderheiten auch auf Bräuche trotz aller Starrheit und Traditionsgebundenheit Einfluß gewinnen können.

Danach erscheint die Merziger Gegend wie in der Mundart so auch im Brauchtum durchaus zum trierischen Moselfränkischen Raum gehörig. Doch befinden wir uns vor allem östlich der Saar schon deutlich in einem *Übergangsgebiet zum Rheinfränkischen Raum* hin, dessen volkskundliche Formen bereits hie und da im Erscheinungsbild hervortreten.

Wir haben nur einige wenige, aber wie uns scheint, besonders charakteristische Wesenszüge des Brauchtums an Saar und Mosel, und zwar in der Gestaltung bis 1914 aufgezeigt. Wir sind auf manche Fragen gar nicht eingegangen, etwa die *enge Verbindung von kirchlichem und weltlichem Brauchtum und Glauben*, wie sie sich hier immer wieder zeigen, z. B. im Kronenheischen für das Marienbild am 1. Mai, den uralten Arbeitsverboten und Geboten an Weihnachten und Karfreitag, dem Gang zum Friedhof an Gründonnerstag, Besuch im Ölgarten genannt (Niederleuken) oder

wie beim Maibaum oder dem Jahresfeuer — hier sicherlich und spät eingefügt — besondere Gebete verrichtet oder kirchliche Lieder gesungen wurden (Großer Gott, wir loben Dich; Vater unser; Glaubensbekenntnis). Ich darf nur noch zwei Punkte hervorheben. Was wir für's Brauchtum feststellten, ließe sich auch auf anderen Gebieten darlegen. Für die *Volkssage* gilt an der Saar und im Moselfränkischen etwa ebenso die starke Altertümlichkeit, die noch bewußte und *sehr enge Verknüpfung mit dem magischen übernatürlichen Bereich*, so eng, daß hier der überlieferte Volksglaube nicht bloß bekannt, sondern auch noch produktiv war. Für die Volkssage gilt, was wir über die verhältnismäßig einfachen Formen sagten und auch über eine gewisse Armut an Motiven im Vergleich mit andern Landschaften. In der Entwicklung des 19. Jh. zeigen sich Parallelen. Während im Bitburger Land die mit Volksglauben erfüllte Sage weithin durch den historischen Bericht ersetzt wurde, trat in den Grenzgebieten zum Kölner Raum Schwank oder Schnurre, also eine mehr gesellschaftliche Form, an die Stelle.

Wir haben die Entwicklung an Brauchtum im allgemeinen nicht bis zum heutigen Tag weitergeführt. Manches hat sich geändert. Aber wir sehen, wie doch lange Zeit das ernsthafte Bestreben der Menschen dieser Landschaft bestand, die bodenständigen, durch Überlieferung überkommenen, Formen der veränderten Welt anzupassen und sie so lebensfähig zu erhalten. Gerade hierfür könnten wir noch weitere Beispiele etwa aus dem Sagengut oder der Volkssprache anführen. So zeigte der Bergmann und auch der Industriearbeiter in der Gestaltung der Erholung und seines Gemeinschaftslebens den gleichen Hang zur Verbindung mit dem bodenständigen Leben, wie wir es bei ihm spüren, wenn er Acker und Garten und einige Tiere aus der alten bäuerlichen Welt hinüber retten wollte. Die jüngste Wandlung läßt manches auch in dieser Hinsicht wankend erscheinen. Man mag das beklagen, aber man sollte nicht vergessen, daß vieles in dieser Entwicklung als Gegenspiel zum Leben des heutigen Menschen, seiner Arbeitsweise und seiner Wirtschaft gehört. Auch dieser neuen Entwicklung — nicht bloß Vergangenen — muß der Volkskundler Aufmerksamkeit schenken, aber das ist eine Aufgabe, die weithin noch vor uns liegt.

„MÜSSE“

Ein seltener Flurname zwischen Kusel und St. Wendel

VON ERNST CHRISTMANN

Auf der Suche nach alten Formen zu den Flurnamen des Dorfes Konken fand ich im Staatsarchiv Speier zwei Quellen von 1739 und 1587¹⁾, die das ganze einstige Amt Konken betreffen, und benützte die Gelegenheit, für alle Ortschaften die Flurnamen auszuziehen. Dabei fiel mir auf, daß hier „Meß“ für sich oder in damit gebildeten Zusammensetzungen recht oft als Bodenbenennung vorkommt oder einst kam, nämlich in den Gemarkungen der 10 Dörfer zwischen der Kreishauptstadt Kusel am Westrand der Pfalz und der Kreishauptstadt St. Wendel an der Blies, die in das beigegebene Kärtchen eingetragen sind. Diese Wortbildungen galt es aufzuklären. Nämlich ein mir aus anderen Gegenden oder Ortschaften bekanntes „Meß“ für

Hand-drawn map of the Kusel region in the Moselle valley. The map shows a central area enclosed by a dashed line, with several villages marked by dots and labeled: Schwarzerden, Konken, Osterbrücken, Selchenbach, Langenbach, Marth, Niederkirchen, Saal, Krottelbach, and Ohmbach. To the west, St. Wendel is marked with a dot and underlined. The Moselle river is indicated by a dashed line flowing from the top left towards the bottom right. A small 'P' is marked near the bottom center. The map is drawn on a piece of paper with a grid pattern.

Ostgrenze des Saargebiets

1. zu Marth anno 1739: Äcker „auf Meß und Riedel“²⁾;
2. zu Osterbrücken anno 1587: Wiesen „Inn der Seckelmeß bey der Hoffwiesenn“³⁾, und 1585/1588: „Ein Dell, In Dermes genant“⁴⁾;
3. zu Niederkirchen i. O. anno 1585/1588: „Das gebosch In der Dellen Willemes genant“⁵⁾, ferner 1587: Wiesen „in Welmeß“⁶⁾;
4. zu Saal a. 1585/1588: „Die Dell Wellemes genant . . . felt vf die Oster“⁷⁾, d. h. senkt sich herab ins Tal des Flusses Oster;
5. zu Ohmbach a. 1587: „miß Wieß“⁸⁾, dafür a. 1600: „Mischwieß“⁹⁾;
6. zu Konken amtlich „Wöllmerskopf“, im Volksmund „Wellmeskopp“, a. 1806: „Wilhelmskopf“¹⁰⁾, a. 1766: (Abschrift von 1791): „Hinter Willmes“, „in Borloch an Willmes Kopf“, a. 1739: „hinter Willmes“, „am Borrloch am Willmeskopf“¹¹⁾, a. 1587: „vff Willmes vnnden am pfarrwald“¹²⁾;
7. zu Langenbach a. 1739: Wiesen „wellmes wiese“¹³⁾, a. 1585/1588: „der Weidelmes grundt . . . felt zwischen den heusern des dorffs Ober Langenbach In den grundt Höltzel“¹⁴⁾;
8. zu Selchenbach amtlich „Auf Wöllmes, Auf dem Wöllmesberg, Auf der Wöllmeshecke, Wöllmesrech“.

9. zu Krottelbach a. 1587: „an Walmeß“¹⁵;
 10. zu Schwarzerden a. 1739: „auf der Meß“, Außenfelder „Bey der Meß“¹⁶).

In den Beispielen unter Ziffer 1 und 10 tritt einfaches „Meß“ auf, und auch „In Dermes genant“ unter Ziffer 2 von a. 1585/1588 ist wohl als „In der Meß“ richtigzustellen. Es liegt ein Femininum vor, wie aus den Beispielen unter Ziffer 10 und 2 zu erkennen ist. Nun lesen wir unter Ziffer 5 „miß Wieß“ und „Mischwieß“, also statt des e im ersten Wortteil ein i; was ist richtig, ursprünglich? Das bedarf einer Überlegung.

Zu Konken erscheint (unter Ziffer 6) von 1587–1766 in „Willmeß“ und „Willmeßkopf“ im ersten Wortteil i, und der Kartenzeichner von 1806 will den Bergnamen daher in „Wilhelmskopf“ verbessern. Amtliches „Wöllmerskopf“ von heute hält das in der Mundart gesprochene e für ein entrundetes ö und glaubt noch eine weitere Verbesserung vornehmen zu sollen: die Einfügung eines r vor s der zweiten Silbe. Auch zu Niederkirchen (Ziff. 3) stehen ein i von 1585/1588 und ein e von 1587 einander gegenüber. Im Osterbrücker Flurnamen (Ziff. 2) „Seckelmeß“ von 1587 halte ich „sickeln“ (=‘tröpfelnd fließen, tröpfeln’) für die Grundlage des Bestimmungsworts. Wie das Iterativ (Wiederholungsform) sickern gehört das gleichbedeutende sickeln zu mhd. *sîhen* und *sîgen*, also nhd. *seihen* und *seigen*. Beide unterscheiden sich durch grammatischen Wechsel. Ich stelle zum Vergleich daneben pfälzisch „piffele, bitzele, riwwele, triwwele“ (=nhd. *pfiffeln*, *bitzeln*, *ribbeln*, *tribbeln*) als Iterativa zu mhd. *phîfen*, *bîzen*, *rîben*, *trîben* (nhd. *pfeifen*, *beißen*, *reiben*, *treiben*). Folglich liegt dann auch in Seckel- statt Sickelmeß ebenso Vokalsenkung von i zu e vor wie in Will-, Wellmeß. In unseren Mundarten zeigen „met, Mescht, Kescht, spetz, better“ usw. für nhd. mit, Mist, Kiste, spitz, bitter noch heute diesen Vokalwandel. Daß er im Zug einer von Norden kommenden Sprachbewegung des 9.–12. Jahrhunderts eintrat, zeigen Kurt Wagners „Deutsche Sprachlandschaften“, daß die Wandlung in der Pfalz im 10.–12. Jahrhundert vor sich ging, legen meine „Sprachbewegungen in der Pfalz“ (Speier 1931) 82 und 88 dar. Wir dürfen also für „Meß“ älteres „Miß“, für „Seckelmeß“ älteres „Sickelmiß“ annehmen und „Will-“, bzw. „Willemiß“ und „Willemißkopf“ für richtiger als „Wellmes“, und „Wöllmerskopf“ halten. Es gibt aber kein Wort „Miß“, nicht heute und nicht in älterer Zeit, also ist weitere Überlegung nötig. Unsere Mundarten entrunden schon seit dem 13. Jahrhundert ü zu i und ö zu e; daher darf vermutet werden, daß das erschlossene „Miß“ in älterer Zeit „Müß“, bzw. da ein Endungs=e infolge Abschwächung verstummt sein kann, „Müsse“ lautete. Das gab es; es ist ahd. *mussea*, jünger *mussa*, das wie auch ahd. *mos* bedeutet: ‘Moos, mit Moos bewachsenes Land, Sumpfland’. Jos. Schnetz handelt in seiner „Flurnamenkunde“ (München 1952) 47 von dieser Wortbildung und führt als damit gebildete bayerische Bodenbenennungen an: den Plural „die Müssen (Missen)“, ferner „Mißle, Missenbach (Miesenbach), Bruchmiesen“; auch hier ist Entrundung des ü zu i erfolgt, freilich nicht Senkung von i zu e, die eben niemals bis ins südliche Bayern vordrang. Die Ablautform „Mies“ zu Moos kommt als Neutrum (sächliche Wortform) für unser pfälzisches „Meß“, bzw. „Miß“ nicht in Frage; wir stellten ausdrücklich fest, daß es sich nach den Beispielen unter Ziffer 10 und 2 nur um ein Femininum han-

deln könne. „Müsse“ ist eins, wie ahd. *mussea*, *mussa* schon zur Genüge dartut.

Unsere Flurnamen unter Ziffer 1–10 müssen ursprünglich sumpfiges Gelände bezeichnen; es ist aus den gebotenen Beispielen zu erkennen:

- a) Schon besprochenes „Seckelmeß“ (Ziff. 2), das wir als ursprüngliches „Sickelmüsse“ erschlossen haben, benennt nasses Land mit sickelndem (sickerndem) Wasser;
- b) „In der Meß“, wofür wir jetzt „In der Müsse“ ansetzen (Ziff. 2), wird ausdrücklich „Ein Dell“ genannt, also eine Vertiefung im Gelände, wie auch Kluge-Götzes „Etymol. Wörterbuch der nhd. Sprache“ (1951¹⁵) 129 erklärt. Das auf germ. **dalja*, **daljo*, also eine Ableitung von Tal zurückgehende Wort „Delle“ meint zunächst ‘Talartiges’, ist bei uns noch als Appellativum (Gattungswort) gemeingebräuchlich und wird in Namen für kleinere, flachere Täler sehr oft gebraucht. Die sind aber vielfach feucht, naß und waren es ehemals erst recht, also sumpfig;
- c) zu Niederkirchen (Ziff. 3) heißt ein Gebüsch „Willemes“, und zwar wieder in einer „Dellen“. Wahrscheinlich heißt diese Müsse nach der wilden Bewachsung mit regellosem Gebüsch ursprünglich „In der wilden Müsse“ und daraus konnte im Volksmund bei uns „Will(e)miß“ und „Wellmes“ werden, genau wie aus „Gülden“ (d. i. Gulden) „Gille“, aus Schulter über mundartliches Schülter später „Schiller“ usw.;
- d) auch die unter Ziff. 4 aufgeführte, gleichnamige „Wellemes“ wird als „Dell“ erklärt und fällt – wie schon dargelegt – ins Ostertal hinab;
- e) „Miß Wieß“ zu Ohmbach (Ziff. 5) verwandeln wir nun zurück in „Müßewiese“, also ‘nasse, sumpfige Wiese’, und das mit um so größerem Recht, als a. 1585/1588 daselbst ein „Mischeborn“¹⁷), richtig „Müßenborn“ (= ‘sumpfige Quelle’) bezeugt ist;
- f) zu Langenbach (Ziff. 7) ist eine „Weidelmeß“ als „grundt“ bezeichnet, d. h. als Talboden. Setzen wir „Weidelmeß“ über „Weidelmiß“ in ursprüngliches „Weidenmüsse“ um, dann haben wir eine Benennung für einen sumpfigen und deshalb mit Weiden bepflanzten Talgrund vor uns;
- g) der in Konken (Ziff. 6) zu „Wöllmerskopf“ entstellte „Wildenmüssekopf“ hat seinen Namen von der von da ausgehenden „Wildenmüsse“, und lesen wir 1739 „in Borroloch am Willmeskopf“, dann ist hier „Born“ Bestimmungswort, wofür in jener Gegend „Borre“ gesprochen wird; also haben wir es wieder mit einer nassen Stelle zu tun;
- h) endlich deuten wir „Riedel“ unter Ziffer 1 als „Rieddelle“, d. i. ‘Niederung mit Schilfrohr’. Treten Müsse und Rieddelle räumlich nebeneinander auf, dann stimmt das für zwei sumpfige Geländestellen gut zusammen.

Wir werden später noch ein ganz unbezweifelbares pfälzisches Beispiel für die Müsse bringen, verweisen aber vorerst nur darauf.

II.

Wir führten oben aus dem Buch von Jos. Schnetz „Flurnamen-Kunde“ Flurnamenbeispiele aus Südbayern an, die ebenfalls auf ahd. *mussea*, *mussa* beruhen, aber auch nhd. Müsse schon in „Miß“ verwandelt haben. Aus dem gleichen Raum stelle ich daneben Siedlungsnamen, die aus Flurnamen

hervorgegangen sind. So ist in E. Förstemanns „Ad. Namenbuch“ II, 2 (1916³) Spalte 1102 zu erkennen, daß Obermoos bei Wasserburg auf anno 1030 bezeugtes *Uparmussi*¹⁸) und um 1147 genanntes *Übermusse* zurückgeht, Rohrmoos bei Dachau 774 *Roraga Mussea*, 809 *Rorac musson* heißt und erst 1186 in *Rorigemose*¹⁹) umgewandelt ist, daß ferner Groß-Mus bei Herrnwahl im Kreis Kelheim im 11. Jahrhundert als *Mussa*, *Musse* und *Muß*²⁰) auftritt.

W. Keinaths Buch „Orts- und Flurnamen in Württemberg“ (Stuttgart 1951) 45 und 73 bringt Beispiele aus dem Allgäu, Oberschwaben und dem Schwarzwald: „Missentäle, Breitmiß, Missenhart, Missengraben, Rohrmiß, Geigenmiß, Müsselbrünnele“. Wiederum ist ü zu i entrundet. Trotz aller immer wieder gegen Bucks „Obd. Flurnamenbuch“ erhobenen Bedenken dürfen wir ihm doch entnehmen: 1442 *der Müssebach*, 1400 *die Oelmüsse*, 16. Jahrhundert *Mißperg*.

Überschreiten wir nun den Rhein! Nimmt Förstemann (II. 2, 1148) aus I. D. Schöpflins „*Alsatia diplomatica*“ für anno 810 *Huremusa*, wird wohl auch hier ahd. *mussea*, *mussa* Grundwort sein. Ferner dürfte es für sich in 795 verzeichnetem *Musa*²¹) in der Gegend von Lorsch bei Bensheim, also zwischen Heidelberg und Darmstadt, vorliegen.

Und nun wenden wir uns von Osten her in die Pfalz herein, folgen der die Nordgrenze des Elsaß gegen die Pfalz hin bildenden Wieslauter, verfolgen sie flußaufwärts in die Pfalz herein, aber nur bis die Eisenbahn Landau–Zweibrücken–Saarbrücken sie schneidet; hier liegt Hinterweidental; Nachbar nach Osten hin ist Hauenstein, und ganz nahe dabei treffen wir einen nur 324 m hohen „Mischberg“, der sich vom Dorf her gesehen hinter nassem Wiesengelände erhebt und ehemals auch im Norden von gleichem Boden begrenzt war. Er heißt – sei es nun nach diesen Sumpfwiesen der alten Zeit oder weil er selbst moosig=sumpfige Stellen aufweist – 828 *Musseberg*²²), also mhd. *Müsseberg*, und hier besteht ja wohl kein Zweifel, daß Müsse (ahd. *mussea*, *mussa*) erster Namensteil ist, genau wie in dem von Buck angeführten „*Missperg*“. Also gab es in der Pfalz unzweifelhaft ehemals das Wort „Müsse“. Damit ist räumlich und sprachlich die Verbindung zu unseren Flurnamenbeispielen der Dörfer zwischen Kusel und St. Wendel fast hergestellt.

Ich zweifle nicht, daß beim Ausbau der Flurnamensammlung in noch mehr pfälzischen und saarländischen Orten Müsse (Meß) für sich und in Zusammensetzungen als Flurname auftauchen wird. Dann wird auch der Zwischenraum zwischen dem Hauensteiner Müssenberg und den Ortschaften zwischen Kusel und St. Wendel noch überbrückt werden. Schon jetzt darf vermutet werden, daß z. B. der öfter in der Pfalz auftretende Flurname „Mistkaut“ – in Kaulbach rund 20 km östlich von Kusel kann er leider nur bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden – ursprünglich „Müß- oder „Müssenkaut“ lautet; das würde der sumpfigen Beschaffenheit der muldenartigen Senke mit einer Quelle weit mehr entsprechen als „Mistkaut“.

Gern würde ich unser Flurnamenwort auch noch in weiteren deutschen Landschaften aufsuchen; aber dafür fehlen mir Unterlagen und Quellen. Um von vornherein Mutmaßungen vorzubeugen, die sich auf die Verbreitung von Müsse in unsere 10 Dörfer etwa durch alemannische Besiedlung beziehen könnten, betone ich, daß der Raum zwischen Kusel und St. Wen-

del noch zu dem weiten westpfälzischen Raum gehört, der im 5./6. Jahrhundert menschenleer war und erst im 7./8. Jahrhundert durch fränkische Siedler genutzt wurde, nämlich die Begründer der Siedlungen mit Namen auf „=weiler“. Ich verweise auf „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz“ 51 (1953) 129 ff., wo ich in meiner Abhandlung über „Das fränkische Königshofsystem der Westpfalz“ von dieser Tatsache gehandelt habe. Auch in einem Vortrag im Rahmen der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für westdeutsche Landes- und Volksforschung 1953 auf der Ebernburg handelte ich davon, und das Protokoll-Manuskript enthält eine Kurzfassung des Vortrags. Zu dieser Ansicht stehe ich auch heute noch.

Anmerkungen:

- 1) Staatsarchiv Speier, Zweibr. I, Akte Nr. 1033 und 1036. Da Nr. 1036 nicht paraphiert oder foliiert ist, kann ich immer nur auf diese Faszikel-Nummer verweisen und nur bei Nr. 1033 genauer sein. Im folgenden sind mit Nr. 1033 und 1036 diese Akten der Abt. Zweibr. I gemeint.
- 2) Nr. 1033, Bl. 44 r.
- 3) Nr. 1036.
- 4) Staatsarchiv Speier, Zweibr. Domanial-Akte Nr. 90, S. 259; es handelt sich um des Johannes Hoffmann Beschreibung des Amts Lichtenberg, im folgenden immer kurzweg mit „Hoffmann“ zitiert.
- 5) Hoffmann S. 424.
- 6) Nr. 1036.
- 7) Hoffmann S. 263.
- 8) Nr. 1036.
- 9) Staatsarchiv Speier, Zweibr. I, Akte Nr. 321, Bl. 43.
- 10) Staatsarchiv Speier, Karten und Pläne Nr. 461.
- 11) Nr. 1033, Bl. 16/17.
- 12) Nr. 1036.
- 13) Nr. 1033, Bl. 22.
- 14) Hoffmann S. 202.
- 15) Nr. 1036.
- 16) Nr. 1033, Bl. 69/70.
- 17) Hoffmann S. 323.
- 18) i der Endung erklärt sich aus Übertritt von ahd. mussea, mussa in die i-Deklination; vgl. dazu Braune, Ahd. Gramm. § 210, Anm. 2!
- 19) Förstemann a. a. O. II. 2, 1102.
- 20) Förstemann a. a. O. II. 2, 357
- 21) Förstemann a. a. O. II. 2, 356
- 22) Andr. Neubauer, Reg. d. Klosters Hornbach (Speier 1904) Nr. 14.

WILDE PFERDE IN ELSASS, PFALZ UND SAARLAND

VON ERNST CHRISTMANN

In Nr. 1 dieser Zeitschrift handelte H. Haug von „Hans Baldungs wilden Pferden“, anschließend von Heliseus Rößlins Bericht über wilde Pferde im Wasgau, welche die Urbilder für die berühmten Holzschnitte abgaben, und suchte dann nach einer Erklärung für das Vorkommen wilder Pferde in den Nordvogesen: „Gewiß ist, daß sie kein letzter Nachwuchs aus der Vorzeit, auch nicht entlaufener Hunnen- oder Burgunderpferde aus dem Waltarilied waren. Glaubwürdig ist dagegen (und auch von befragten Fachleuten bestätigt), daß Streit- oder Bauernrosse, die während der verschiedenen Unruhen der vergangenen Jahrzehnten herrenlos wurden, in die Wälder flüchtend dort wieder verwilderten“, meint er und weist dann auf kriegerische Ereignisse des 15. und 16. Jahrhunderts hin, die zu Pferdeverwilderungen geführt haben

könnten. Nun gab es aber keineswegs nur in jenem Wasgaugelände wilde Pferde, ich möchte zeigen, daß sie auch in der Pfalz und im Saarland anzutreffen waren — für weitere deutsche Landschaften besitze ich nicht so sichere Belege — und damit auch die nordelsässischen Wildrosse in ein anderes Licht rücken.

I.

Als Max Müller „Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier“ erklärt, gibt er auch eine Deutung für den Dorfnamen Roschberg (Kreis St. Wendel), der mundartlichen Vergrößerung aus älterem Roßberg ist und 1463 und 1490 in dieser Form verzeichnet steht (1). Müller deutet dann: „Tatsächlich ist aber die Benennung deutschen Ursprungs und zu ahd. mhd. **ros** ‚Roß, Pferd‘ zu stellen. Im Mittelalter hielt man nämlich bei uns die Pferde halb wild im Freien. So überwies noch im Jahre 1227 Graf Simon von Saarbrücken den Brüdern des Deutschordenshauses bei Saarbrücken 10 wilde Pferde mit einem Hengst, dazu Weide im Warand und im Quierschieder Walde“ (1). A. H. Jungk bringt in seinen „Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nassau-Saarbrückischen Lande“ (2) unter Nr. 283 das Regest, das den urkundlichen Nachweis für Müllers Behauptung darstellt. Damit haben wir aber schon drei Stellen mit wilden oder doch halbwilden Pferden: Warndt, Quierschieder Wald (Kr. Saarbrücken) und Roschberg (Kr. St. Wendel).

Nur fünf Jahre später, anno 1232, verließ der deutsche König Heinrich, Kaiser Friedrichs II. Sohn, „dem edlen Mann Johann von Scharfeneck und seinen Erben die Befugnis, Landgüter oder Höfe in der Umgebung der Berge Roßberg (3) und Urles=(Orens=)berg anlegen zu dürfen“ (4), also im Raum östlich des Dorfs Ramberg im nördlichen Teil des Kreises Bergzabern. „Roßberg“ haben wir hier wohl ebenso zu deuten wie vorhin bei St. Wendel. Folglich mußten schon länger vor 1232 auch hier Pferde jener im Warndt genannten Art vorgekommen sein. Zu dieser Annahme sind wir umso mehr berechtigt, als der mit dem Roßberg zusammen genannte, benachbarte Urlesberg, dessen Name heute in Orensberg umgebildet ist, ursprünglich aber Urlazberc lautete, Rinderweide war; denn mhd. **u r l a z** bedeutet zunächst ‚Auslassung, Austrieb (des Viehs auf die Weide)‘ und bezeichnet alsdann die Weide selbst, auf die das Vieh „ausgelassen“ wird. Das vergessene Wort ist auch in mehreren elsässischen Namen enthalten, z. B. in Urlosenberg für den untern, sanft abfallenden Hang des Odilienbergmassivs zwischen Heiligenstein und St. Nabor (Kr. Schlettstadt) und Urlosenholtz für einen Wald mit Forsthaus bei Oberehnheim (Kr. Erstein) (5). Es lagen also im Waldgebiet um die beiden Berge im Pfälzerwald eine Viehweide und eine Roßweide oder — wie wir noch zeigen werden — ein Pferdegestüt oder Wildpferdetummelplatz nahe beieinander.

Wie steht es nun aber mit den vielen weiteren Roßbergen in den Vogesen, der Pfalz und dem Saarland? In meiner Schrift „Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz“ (1938) 18 zählte ich in der Pfalz noch sieben weitere auf, dazu Flurnamen wie Roßbach, Roßlauf, =sprung, =wald, =kopf, =garten usw., die doch ebenfalls zum größten Teil auf alte Pferdeweiden deuten, darunter sehr alte, so daß auch hier wieder mit einstigen Wildpferden gerechnet werden muß. Ich will an Beispielen aufweisen, wie wild die Tiere aufwuchsen und wie sie von halbwild zu völlig wilden werden konnten.

II.

Etwa 10 km in der Luftlinie westlich von Neustadt a. d. Weinstraße liegt im schon genannten Pfälzerwald steil über dem Speierbachtal die Ruine der Burg Spangenberg, nur etwa 12 km nördlich vom oben besprochenen Roßberg. Die Burg gehörte einst dem Fürst-Bischof von Speier. Nach einer Beschreibung des Burgfriedens von 1581 reichte er u. a. bis „obwendig dem alten Stuttpferch“ (6). Dieses Gestüt war 1505 von Bischof Philipp eingerichtet worden; ein Gestütmeister, ein Knecht und ein Knabe waren die ganze Betreuungsmannschaft.

Daß sie allein für die Versorgung einer großen Herde genügen, wird verständlich, wenn wir lesen: „Über diese merkwürdige Pferdezeit belehrt uns ein altes Salbuch aus dem 16. Jahrhundert folgendermaßen:

Bey solchem Schloß und Hauß hat mein gn. Fürst und Herr ein pferdtgestüdt so mit beschellern oder Studt Hengsten versehen ist und hält ein jeder Hengst sein sunder Studen bey sich, hat sein sonder Namen und braucht sein Gewäld sonder. Solche Studen gehen Sommer und Winter im Gewäld, kommen unter kein Obdach, werden auch vom Futter und Heu nicht gespeist, allein bey dem Schloß hats ein großen Studtpferch, darin legt man ihnen Saltz das nießen sie und sunderlich je gen Frühling und in druckenen sommerzeiten gehen sie dem Saltz hien und her sehr streng nach.“ (6)

Burg und Gestüt fielen wohl dem 30-jährigen Krieg zum Opfer; nur ein „Studerbild“, heute ein steinerner Bildstock ohne Bild, und „Studerbildkopf“ für einen nahen Berg erinnern noch an die einstige, uns heute recht merkwürdig anmutende Pferdezeit in diesen Wäldern bei Burg Spangenberg.

Wir zeigen ein weiteres Gestüt, wo die Pferde nicht nur im Sommer wie Winter unter kein Dach kamen und nicht gefüttert wurden, sondern wie wilde Tiere sich im und vom Wald ernährten, und hier ist auch sehr deutlich nachzuweisen, wie sie völlig verwilderten, indem sie aus dem eigentlichen Gestüt ausbrachen und weithin schweiften. Die Stelle liegt etwa 12 Luftkilometer westnordwestlich von Spangenberg und fast ebenso weit südöstlich von Kaiserslautern über dem Dorf Mölschbach. Der heutige Name Stüterhof für eine sehr alte Siedlung daselbst deutet schon auf einstige Pferdezeit hin. Er kam aber statt des älteren Hülsberg (7) erst auf, nachdem Kloster Otterberg den Hof samt Wald 1426 „mit Gärten und Äckern, sodann 80 wilden Pferden und dem Weidgang dazu in ihren Wäldern an Pfalzgraf Ludwig III. um XI hundert Rheinische Gulden“ (8) verkauft und letzterer daselbst statt des bescheidenen klösterlichen ein sehr ausgedehntes kurfürstliches Gestüt hatte anlegen lassen. Pferde brachen aus und lebten nun völlig frei. Weil sie bis auf die Felder bei Kaiserslautern schweiften, hören wir immer wieder von ihnen; denn sie richteten hier Schaden an, und Beschwerdeschriften der Bürger sind erhalten geblieben. Es war untersagt, die Tiere zu töten oder auch nur zu verletzen. Die Kaiserslauterer stellten „Wildgauschützen“ auf, welche die Pferde mit Knütteln in die Wälder zurückscheuchten, wie wir z. B. in Julius Küchlers „Chronik der Stadt Kaiserslautern“ (Kaiserslautern 1905) 67 und 83 aus den Jahren 1595 und 1613 erfahren. Auch wird ausdrücklich von „wilden Pferden“ gesprochen.

Ich vermöchte noch von weiteren solcher Gesteute zu berichten, z. B. von einem im riesigen Limburg=Dürkheimer Wald etwa 12–14 km westlich von Bad Dürkheim, das auch eingegangen ist und an das nur noch Ruinen und Namen erinnern; aber was ich mit meinen Zeugnissen wollte, dürfte nun klar liegen.

III.

Wir erfahren, wie die Pferdezeit jener alten Tage beschaffen war. Ob jemand in den vorgeführten Fällen von wilden oder nur von halbwilden Pferden sprechen will, sei ihm überlassen. Das Beispiel der vom Stüterhof bis nach Kaiserslautern schweifenden Pferde läßt besonders deutlich erkennen, wie aus halbwilden schnell völlig wilde wurden. Auch besteht doch wohl kein Zweifel, daß dergleichen sich nicht nur hier abspielte, sondern sich allenthalben wiederholte, wo derartige Zucht betrieben wurde, und daß sich die Wildpferde in den ehemals noch ausgedehnteren und noch mehr zusammenhängenden Waldgeländen von Vogesen, Pfälzerwald, Westpfalz und Saarland genau so bewegen und verbreiten konnten, wie es bei gutem und bösem Wild damals auch erfolgte. Die vielen Roßberge, dazu Namen wie Roßbach, =garten, =wald usw., wie wir sie oben boten, und zwar durch den gesamten eben genannten Raum hin, brauchen also

durchaus nicht nur auf einstigen dortigen Gestüten und Pferdeweiden, sondern können ebensogut auf dem bloßen Auftreten von wilden Rossen beruhen, mögen dieselben daselbst in größerer oder kleinerer Zahl, längere Zeiträume hindurch oder nur vorübergehend, aufgetreten sein. Jedenfalls fielen sie dort einmal auf und verursachten jene Benennungen.

In Pfalz, Saarland und Lothringen kommt noch dazu, daß dort schon seit Jahrhunderten „Roß“ nicht mehr gebräuchlich, sondern durch „Pferd“ oder „Gaul“ abgelöst ist (9). Folglich müssen die zahlreichen, mit „Roß“ gebildeten Bodennamen hier ein hohes Alter haben und muß das Auftreten von Wildpferden hier soweit zurückliegen. (Im Elsaß hat sich das ältere „Roß“ bis heute gehalten.) Ich halte also dafür, daß wir auch bei Hans Baldungs Vorbildern für seine Pferdedarstellungen und bei des Heliseus Rößlin Wildpferden im elsässischen und lothringischen Wasgau vor allem an Tiere zu denken haben, die selbst oder deren Vorfahren aus Gestüten stammten, wie wir sie in Kapitel I und II aufzeigten. Sicherlich gab es im Elsaß und in Lothringen ebensolche. Daß die Pferde in dem mit Zufluchtsorten für Wildtiere besonders versehenen Wasgaulände sich stärker ansammelten und besser hielten, ist begreiflich. Nicht bestreiten will ich, daß auch in Unruhe- und Kriegszeiten herrenlos gewordene Bauern- und Soldatengäule dazugekommen sein können.

Anmerkungen:

- (1) „Trierer Jahresberichte“ II 1909 (Trier 1910) 34
- (2) „Mittn. d. Hist. Ver. f. d. Saar“ (Saarbrücken 1914/1919) Heft 13 u. 14
- (3) In der Urkunde liegt Verschreibung „Roßbach“ statt „-berg“ vor
- (4) J. G. Lehmann, D. Burgen d. Pfalz (Kaiserslautern 1857) II 173
- (5) In der „Zs. f. dt. Philogie“ 1936 S. 380 handelte ich ausführlich von „Urllaß und Orensborg“, gestützt auf H. Schreibmüller, der den Namen Urllaß für eine ganze Reihe von Stellen in Mainfranken nachwies.
- (6) J. G. Lehmann, Geschichtl. Gemälde aus der Pfalz (Frankental 1841) 157
- (7) Schon 1195 gehörte „Hülzberg cum pertinentiis suis“ dem genannten Kloster (F. X. Remling u. Mich. Frey, Urkundenbuch d. Klosters Otterberg. Mainz 1845. S. 4)
- (8) Joh. Goswin Widder, Versuch ei. geogr.-histor. Beschreibung d. kurfürstlichen Pfalz a. Rh. (Frankfurt u. Leipzig 1786-1788) IV 197
- (9) Vgl. Else Herkner, Roß, Pferd, Gaul im Sprachgebiet d. dt. Reiches (Marburg 1914)

VOM ALTEN ZUM NEUEN SAARLÄNDISCHEN BAUERNHAUS

VON KARL SCHWINGEL

Im Jahre 1832 kam der junge Pfarrer Johann Anton Hansen nach Lisdorf an der Saar und widmete sich, innerem Drange folgend, auch der Volkskunde seines Dienstortes. 1836 veröffentlichte er eine Artikelreihe „Bemerkungen über die Pfarrgemeinde Lisdorf“, worin er seinen Pfarrkindern gewissermaßen den Spiegel vorhielt. Hansen, der später in Ottweiler als Dechant wirkte und einer der ersten Heimatforscher unseres Raumes wurde, hat damals in Lisdorf bereits besondere Kommissionen zur Erhaltung der Schönheit in den Ortschaften angeregt, auch sollten nach seinem Vorschlag für jede Gemeinde einige Musterpläne bauerlicher Anwesen bereitliegen. (1) Das sind Gedanken, die auch noch in unsern Tagen fruchtbar werden könnten.

Die Ahnung, und das aus tieferer Kenntnis später keimende Wissen, daß die bauerlichen Traditionen mehr und mehr vom Zeitgeist, von der Veränderung der Sozialstruktur und der beginnenden Technisierung zersetzt

werden, ist in jenen Jahren bei allen Geistern lebendig, die sich mit Liebe der Forschung über das Volk annahmen. 1857 kam das Werk des Altmeisters der Volkskunde, Johann Heinrich Riehl, „Die Pfälzer“ heraus. „Riehl ging es um die Erfassung der Volkspersönlichkeiten und der einzelnen deutschen Volksgruppen in ihrer Sonderart. Die „vier großen S“, Stamm, Sprache, Siedlung, Sitte, bestimmen nach ihm ein Volk in seiner Wesensart.“ (2) Hatten die Volkstumsforschungen Herders und der Romantiker sich wesentlich dem Volksgut zugewandt, so befaßte sich Riehl mit dem Volk als Träger des Volksgutes. Riehl sah wie vor ihm Möser im Bauerntum die Grundlage des gesamten Volkstums. In ihm erblickte er die „unüberwindliche konservative Macht, einen festen, trotz allem Wechsel beharrenden Kern.“ Als Volkssoziologe kannte er die Einflüsse, denen das Dorf wie das Bauernhaus unterliegen, er sah sie vor allem in den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen. Er sah sie aber auch im wachsenden Maße vom Staate her wirksam: „Das alte Dorf baute die Sitte, das neue baut die kameralistische Fakultät, National-Ökonomie, Finanz und Polizei.“ Tiefe Skepsis spricht um die gleiche Zeit (1867) aus der Darstellung eines andern kundigen Erforschers Pfälzer und Westricher Volkstums, Ludwig Schandelin, der in dem so grundlegenden Sammelwerk „Bavaria“ sich über das Haus vernehmen läßt: „Eine durchgreifende Umgestaltung der Bauart bekundet den bereits vollzogenen Umschwung der Denkart . . . So wird uns der Hausbau des Volkes zum letzten, zugleich beharrlichsten Schutzbau gegen die Strömung der Zeit. Dieser Schutzwall ist in der Pfalz längst untergraben.“ (3) Wie man im einzelnen die Hintergründe der offenbaren Veränderungen auf dem Dorfe auch sehen mochte, allen Zeitgenossen ist demnach schon vor rund 100 Jahren klar, daß „das Alte stirbt“.

Dem kundigen Beobachter drängt sich bei der Einzelforschung in den Dörfern die Erkenntnis auf, daß unser heimisches Bauernhaus etwa seit jenem Zeitpunkt erstarrte Form ist (4), die sich nicht weiter entwickeln konnte, weil sie an eine Wirtschaft gebunden war, die nicht stehen blieb, sondern notwendigerweise nach neuen Möglichkeiten suchte. Auch unser Bauernhaus, wie es in prächtigen Gestaltungen hie und da noch erhalten blieb, ist wesentlich eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts, genauer jener Epoche, die wir mit dem Wirken der Physiokraten in Zusammenhang bringen (5), denen die Landeskultur die Grundlage eines gesunden Staates und eines wachsenden Wohlstandes war. Das Bauernhaus trug jenem Wandel Rechnung, der sich in der bäuerlichen Wirtschaft ergab, als man von der Weidewirtschaft zur Stallfütterung überging, als man den Futtermangel zu heben suchte durch eine bessere Wiesenwirtschaft, durch vermehrten Anbau von Klee und Futterpflanzen, als man den Ackerbau intensivierte durch bessere Düngung und den Fruchtwechsel, als man auch in Gegenden, die nur Korn und Hafer kannten, zum Weizenanbau überging, als man die Viehzucht hob durch Ausmerzungen ungeeigneter Tiere und zu einer wohlbedachten Tierzucht mit guten Vätertieren überging. (6)

Schwindet unser heimisches Bauernhaus?—Können wir es nicht bewahren?—In dieser Frage schwingt als Unterton die Klage mit, daß wieder eines der Sachgüter des Volkstums und mit ihm ein Stück Bauerntum dahinschwindet, und die schmerzliche Ahnung, daß alles eben nur seine Zeit hat. Wir sind als heimatliebende Menschen ganz klar im Lager des Heimatschutzes und möchten mit allen Mitteln das Bild unserer Bauernhäuser bewahrt

haben in der überkommenen, heimeligen Schönheit. Diese Einstellung verschließt uns zuweilen die Sicht auf die fortschreitende Entwicklung auch auf dem Lande. Es ist hier nicht der Raum, mit langen Statistiken und wohlbelegten Ausführungen die Wandlungen herauszustellen, welche die bäuerliche Wirtschaft im Saarland wie in ähnlich gelagerten Verhältnissen auch sonst überall durchmachte. Ein einstiges Bauernland, in dem noch vor 200 Jahren „die Hauptnahrung“ der Ackerbau war (7), ist zu einem Industriegebiete geworden, aus Bauern wurden Arbeiterbauern und Arbeiter, und relativ wenige Menschen auf dem Lande leben heute von der Landwirtschaft. Neue Verkehrsmöglichkeiten haben Stadt und Land einander so genähert, daß heute auch in den Dörfern ein städtisch anmutendes Geschäftsleben zu wachsen beginnt; die alten Markttorte spüren diese Entwicklung ungleich stärker als die Großstadt. Trefflich findet sich der neue Zustand charakterisiert in einer großen deutschen Zeitung: „Wenn wir heute die ländlichen Gemeinden unter dem Gesichtspunkt einer fortschreitenden Verstädterung betrachten, sollten wir nicht nur die äußere Veränderung durch moderne Bauten und Straßen, sondern vor allem die vielfach verloren gegangene Bereitschaft hervorheben, geistig und seelisch eine Gemeinschaft zu bilden. Diese Entwicklung vollzieht sich durchaus logisch und nahezu zwangsläufig. Da sind zunächst einmal die Gemeinden, die in die unmittelbare Nachbarschaft der Städte gerückt sind. Kaum ist noch festzustellen, wo die Stadt endet und das Land beginnt, denn die von den Zentren ausstrahlende Wandlung macht nicht an den kommunalen Grenzen halt. Früher einmal wogten gleich hinter den Vororten die Kornfelder und von den Fenstern der letzten Mietshäuser sah man die Kühe auf den Weiden stehen. Heute zieht sich um die Stadtkerne und ihre Vororte zusätzlich der Ring der Siedlungen. Ihnen fallen Schritt für Schritt Äcker, Weiden und alte Bauerngehöfte zum Opfer“. (8) Dieser Verstädterungsprozeß ist nicht aufzuhalten; er geht heute in einem außerordentlich gesteigerten Tempo weiter. Er verändert das Land auch geistig von Grund auf. Den Feststellungen des Journalisten entsprechen die des Volkskundlers. Matthias Zender sagt in seinem beachtlichen Aufsatz „Gegenwartsvolkskunde, Heimatkunde, Heimatpflege“ 9): „Wir erleben im Augenblick eine Wandlung in der ländlichen Kultur, die wohl schon vor 150 Jahren ihren Anfang nahm, die aber zur Zeit ihrem Höhepunkt zustrebt. Der Bauer erlebt sein 18. Jahrhundert: Aufklärung, Rationalismus, Angleichung an die Stadt, Aufgabe der überkommenen Werte, des bäuerlichen Gemeinschaftsgefühls, Lockerung der Bindung an die Scholle der Arbeit, Umwandlung der Gemeinschaftsfeste zu Vergnügen. Kurz, es scheint sich ein vollständiger Zusammenbruch der ländlichen Kultur zu vollziehen. Was daraus entsteht, wissen wir nicht, aber daß eine derartige Entwicklung nicht ohne Folgen für die Allgemeinheit abläuft, ist sicher“. Zender weist anschließend auf die „Landflucht riesenhaften Ausmaßes“ hin, die im Gefolge der gezeichneten Entwicklung auftrat und zu einem nationalen Unglück geworden ist. Im Saarland ist davon wenig zu spüren; in dem Maße, wie unsere Dörfer verstädtern, entwickelt sich dort ein Geschäftsleben, das dem Zuge zum Markttort und zur Stadt in einem gewissen Sinne entgegenzuarbeiten imstande ist, auch ist, bedingt durch gute Verkehrsverhältnisse, die Sättigung des Bedürfnisses nach Unterhaltung in zentralen Orten leicht gemacht. Unsere Dörfer zeigen eine beachtliche und manchmal geradezu auffallende Bautätigkeit in Eigenheimen, ein Zeichen,

daß auch der auswärts arbeitende Dorfbewohner keine Lust zeigt, am Arbeitsort zu wohnen. Dagegen treffen wir kaum auf Neubauten landwirtschaftlicher Anwesen, meist hat man, den neuen Bedürfnissen der Wirtschaft folgend, sich mit Umbauten und der Erstellung von besonderen Zweckbauten beholfen.

Fritz Klein hatte schon 1928 den obersten Abschluß der zeitlichen Abgrenzung einheimischer ländlicher Bauweise etwa im Jahre 1850 gesehen. „Mit diesem Zeitpunkt“, so sagte er, „beginnt ein langsames, aber deutliches Verkümmern, ein Einschrumpfen und Erstarren der lebendigen und wahren Formen, in der Gesamterscheinung wie im Detail“. (10) Und Hermann Keuth kam zu dem pessimistischen Schluß: „Wie überall im deutschen Reich sind die Kräfte, die, im Althergebrachten wurzelnd, nach seinen Gesetzen schöpferisch tätig waren, auch hier erloschen. Der geistige Boden, aus dem bäuerliche Art entstand, ist zerstört. Ratlos und hilflos steht das Land dem aus der Stadt kommenden Neuen gegenüber.“ (10) Was damals aus der Stadt kam, war nicht aus der baulichen Gesinnung geboren, die es sich zur Pflicht macht, auch neuen wirtschaftlichen Forderungen des Landes mit Formen zu begegnen, die Altes und Neues versöhnen; es war vielmehr lediglich die völlig unberatene Übernahme städtischer Formen auf das Land, und die Scheußlichkeiten stehen zum Teil heute noch. Als sich dann Kräfte fanden, die aus dem Gedanken des Heimatschutzes heraus dem Lande geben wollten, was ihm gebührte, da vermochten sie kaum durchzudringen. Die heutige Situation umreißt für das Rheinland ein Bericht von Baurat Rolf Robischon. (11) Er betrifft den rheinischen Teil des Landes Rheinland-Pfalz, insbesondere den Westen, das Trierer Land, die Südeifel, den Saargau und den Hochwald, also z. T. unsere unmittelbare Nachbarschaft. „Eine Baugesinnung“, so schreibt er, „die sich der Verantwortung für das gebaute Beispiel bewußt ist, steht zuweilen einem allzu-großen Subjektivismus gegenüber, der sich wenig für das Ganze verantwortlich weiß, gerade auch bei sogenannten besseren Architekten. Trotz amtlicher Aufsichtsapparate zeigt auch die durchschnittliche Situation ein fast beschämendes baukulturelles Niveau. Vielleicht wird das kommende Architektengesetz mit der Einführung der Planvorlageberechtigung langsam Besserung bringen. Auch die Nachwuchsausbildung des Architektenstandes bedarf noch einiger Reformen, zumal der überwiegende Teil der Hochbauten von Bauschulabsolventen erstellt wird. Daneben ist die Aufklärung und Augenöffnung der Öffentlichkeit dringendes Anliegen.“

Unsere bisherige Darstellung hat wohl nicht den Gedanken aufkommen lassen, es müsse um jeden Preis das überkommene Bauernhaus bei Neubauten wieder erstellt werden, das wäre ebenso falsch wie die Weise der Modernisten, die auf die Sonderart des an Boden und Landschaft, Klima und Wirtschaft gebundenen bäuerlichen Anwesens nicht den geringsten Wert legen. Wir können uns der Feststellung beispielsweise des Architekten Guy Pison, Paris (12) nicht verschließen, der als Ergebnis von Untersuchungen über das landschaftsgebundene bäuerliche Bauen und Wohnen in Frankreich herausstellt, „daß mit der fortschreitenden Industrialisierung, dem wachsenden Gebrauch von landschaftlichen Maschinen und mit der Spezialisierung der landwirtschaftlichen Produktion die alte Bauweise ihre Zweckmäßigkeit verloren hat und neuen Hausformen Platz machen muß“. Über die gleiche Frage äußert sich der Schweizer Dipl.-Architekt Rudolf Schoch (13) im Hinblick auf die auch unser Auge entzückenden

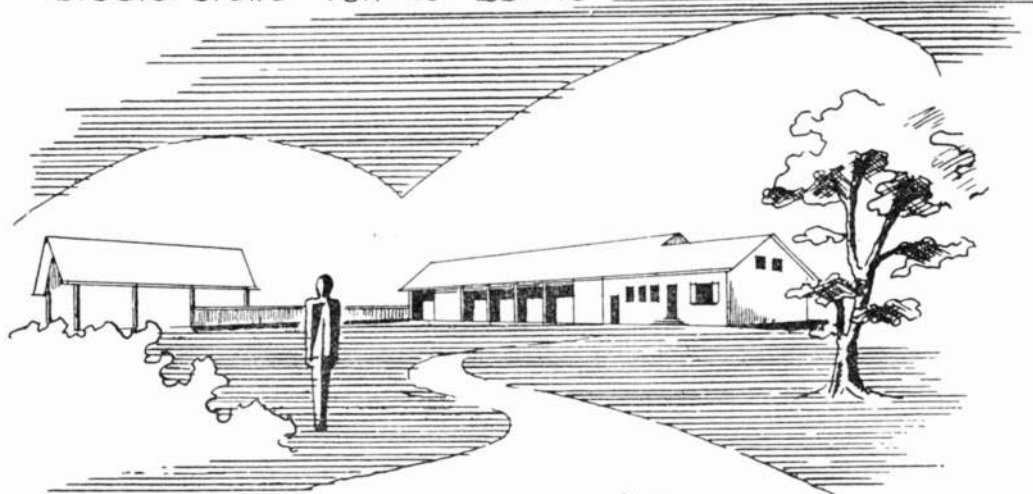
alten Bauernhäuser seines Landes: „Es ist keine Herabwürdigung, wenn man feststellt, daß unsere schönen ererbten Höfe in ihrer Zweckmäßigkeit schneller überaltern als in ihrer physischen Haltbarkeit. Gerade die Hausforschung hat ja auch die Erkenntnis gefördert, wie zeitgemäß damals diese Bauten in ihrer Einheit von Zweck und Form waren, veredelt von einer hoch entwickelten handwerklichen Kunstfertigkeit. Aber man braucht als Stichworte nur die Abkehr von der auch im schweizerischen Mittelland vorherrschenden Dreifelderwirtschaft (5) und das Aufkommen der mineralischen Dünger zu nennen, um bereits die Vorstellung des Raummangels zu wecken, der seither chronisch geblieben ist.“ Die Erkenntnis, daß das alte Bauernhaus bei all seiner zeitgebundenen Zweckmäßigkeit und Schönheit den Anforderungen heute nicht mehr entspricht, ist in den europäischen Ländern ebenso Gemeingut aller Verantwortlichen wie die andere, daß die Entwicklung neuer Formen jener „instinktsicheren Baugesinnung“ bedarf, mit der unsere Vorfahren gestalteten. Prof. Walter Wickop, Hannover, der sich seit Jahren um die Neugestaltung des Bauernhauses in Niedersachsen bemüht, sagt: „Wenn wir wieder zu einer baulichen Ordnung unserer Heimaträume kommen wollen, so können wir das nur erreichen durch strenge Selbstzucht und durch bewußte Beschränkung auf möglichst allgemeingültiges und bewährtes Bauen. Aber wir dürfen dabei unter keinen Umständen mehr den Fehler machen, der von vielen Heimatliebenden immer wieder gemacht worden ist: Gläubige Wiederverwendung alter „handwerklicher“ Bauformen unter Nachahmung der geliebten alten Beispiele. Die Zeiten und ihr wirtschaftlicher Zwang — nicht etwa nur die wirtschaftlichen Möglichkeiten — haben sich nun einmal von Grund auf geändert . . . Was wir von den alten Meistern des Baues aber lernen wollen und lernen müssen, ist die selbstvergessene Ehrlichkeit und Wesentlichkeit in der Anwendung der Ihnen gegebenen baulichen Mittel auf die uns gegebenen. „Selbstvergessen“, das soll heißen, ohne den Ehrgeiz persönlicher „Originalität“, die meist mehr eitel als originell ist; und „Wesentlichkeit“ — darum geht es besonders in unserer Notzeit. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung allgemeingültiger Gestaltung, das heißt, die Wachstumsförderung des *Typischen*. Denn auch heute kann noch niemand einen echten Haustyp in wenigen Stunden auf dem Papier erfinden.“ (14)

Wo wir auch das Bauernhaus vor uns sehen, es ist immer eine in Jahrhunderten gewachsene Form, bei der „uralte im Boden verwurzelte Bauformen“ (Steinbach) von andern hereindrängenden beeinflusst wurden, was wir beispielsweise noch heute dort sehen, wo man von Kampfzonen verschiedener Typen spricht, wo man beispielsweise den tiefgegliederten lothringischen Haustyp in breiter Traufenstellung mit hohem östlichen Dachstuhl antreffen kann (Maxstadt, Lothringen). Neben den gleichbleibenden natürlichen Grundbedingungen waren es die Verkehrsbeziehungen, die von Einfluß auf die Bauart wurden. (15) Die steinernen Traufenhäuser unserer Heimat haben vor rund zwei Jahrhunderten die giebelständigen Fachwerkhäuser verdrängt, und auch in Lothringen zeigen die immer noch vorhandenen Fachwerkhäuser, daß die so ausschließlich scheinende Herrschaft des Steinbaues jüngeren Datums ist. (16) So ist das Bauernhaus dem Wandel unterworfen gewesen und wird es bleiben, ob der Bauernhof nun Ausdruck des Familienbetriebs sein wird oder „Fabrik, die je nach Marktlage, technischem und wissenschaftlichem Fortschritt

produziert“ (Guy Pison), denn mit neuen Anforderungen wird sich auch eine neue Form durchsetzen müssen.

Aber die Wandlungen, die in alter Zeit mit dem Bauernhaus geschahen, sind doch anders zu betrachten als die, welche wir in den letzten hundert Jahren registrieren können. Den Unterschied trifft ein Wort von Architekt Jan Jans, einem Niederländer, (17) der da sagt: „Früher war Bauer sein eine Lebensweise, jetzt ist es eine Betriebsweise.“ Wir bewundern auch in der hohen Baukunst alter Zeit das instinktsichere Bauen, auch wenn

Siedlerstelle von 20 - 25 ha



Schaubild

es sich darum handelt, daß eine neue Stilperiode Altes verändert. Aus sicherem Gefühl für die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft, der Wirtschaft, der Wirtschaftlichkeit haben die bäuerlichen Handwerker die Bauten hingestellt, Neues, für gut und nützlich Erkanntes mit dem Überkommenen verbunden. Die Bauplanung zeigte den Bauern noch in aktiver Haltung; er wußte, was er wollte. Vor allen Dingen, und da Bauer sein auch eine seelische Grundhaltung war, war sein Bestreben, die Vernunft nicht allein Bauleiter spielen zu lassen.

Es ist klar, daß die Verstädterung des Dorfes den Instinkt für das Wesenhafte des Bauernhauses untergrub, daß eine Zeit, welche überall die Vernunft triumphieren sieht, für die stillen Werte des bäuerlichen Heims kein Organ mehr besitzt. Der ländliche Baumeister vergangener Zeit war im Grunde auch ein bäuerlich denkender Mensch; der städtische Architekt unserer Tage wird nur in seltenen Fällen sich intensiv mit dem Bauernhause unserer Heimat auseinandergesetzt haben, und wenn der bäuerliche Bauherr seine Wünsche äußert, wird er sie nach bestem Können zu erfüllen trachten. Keiner handelt aus bösem Willen, es fehlt in vielen Fällen nur an der Schulung und Aufklärung; es fehlt vor allem, was den hohen Wert beispielsweise gut aufgezogener Bauausstellungen ausmacht, der Augenschein, der leichter als der beste Vertrag unterrichtet und überzeugt. (18)

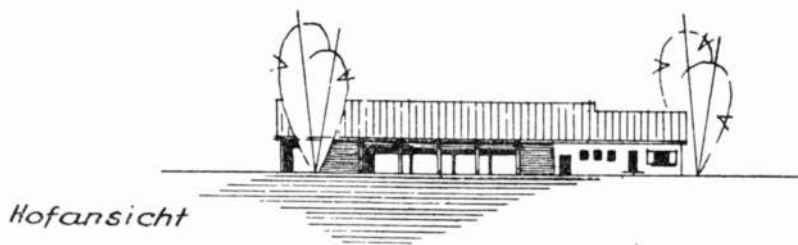
Während der Bauwillige, der sich ein Eigenheim errichten lassen will, eine Fülle von Gestaltungsmöglichkeiten vorgeführt erhält, muß in Hinsicht auf

die Neugestaltung von Bauernhäusern und -höfen gesagt werden, daß wir uns auf Neuland bewegen. Das Problem neuer Bauernhöfe ist weit schwerer zu lösen als es den Anschein hat. Hier scheiden sich von vorneherein in den europäischen Lagern die Geister; Regionalisten, welche dem landschaftsgebundenen Bauen, einer der Tradition verpflichteten Bauweise zuneigen, vom Studium des alten Bauernhauses ausgehen und sich von seiner Gestaltung inspirieren lassen und Modernisten oder Funktionalisten, welche ohne Berücksichtigung des Überkommenen eine international gültige Gestaltung des Baukörpers anstreben, eine nur von den Erfordernissen der Wirtschaft gesteuerte und durch neue Baumaterialien beeinflusste Gestaltung. Es muß aber festgestellt werden, daß sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, auch der neuzeitlichste Betrieb müsse baulich eine „Seele“ haben, also der taktvollen Einfügung in den ländlichen Bereich entsprechen, Ausdruck verantwortungsbewußter Gesinnung sein. Man hilft unserm der Verstädterung preisgegebenen Bauerntum nicht durch Lösungen, die der Entwurzelung Vorschub leisten und den Bauern zum Arbeiter in einer Nahrungsmittelfabrik machen. Auch vom ländlichen Bauwesen her müssen Impulse gehen, den Zeitgeist zu überwinden. Walter Wickop äußert sich (19) über die Forderungen, die dem Architekten daraus erwachsen: „Mens, sensus und anima gehören zum rechten Bauen, das wußten schon die alten römischen Baumeister: Verstandeskräfte, Kräfte der Sinne und Kräfte der Seele.“ Danach unterscheidet er zwischen

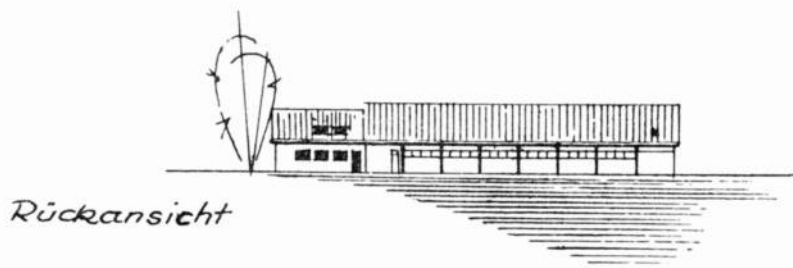
1. Anforderungen der Betriebsvernunft (Zweckmäßigkeit),
 2. Anforderungen der Bauvernunft (Bauwirtschaftlichkeit),
 3. Anforderungen der guten Gestaltung und Farbgebung sowie der taktvollen Einfügung des Neuen in guten alten Bestand (Bauliche Schönheit).
- Von den letzten Anforderungen sagt er, „daß sie Auswirkung der geistigen Haltung des *Bauherrn* und seiner *Baufachleute* sind, und daß die rechte Baugestalt zumindest auf dem *Lande* nach wie vor nicht *nur* von Betrieb und Bauwirtschaftlichkeit, sondern auch von unterbewußter Stammeseigenart, außerdem von Boden und Klima, also von Landschafts-Eigenarten bestimmt sein muß; und diese Kräfte aus Eigenart der Menschen und ihrer Landschaft wollen wir handwerksgerecht, noch genauer gesagt, werkstoffgerecht zu lebendigem Ausdruck bringen.“ Gegen diejenigen, welche nur der wirtschaftlichen Vernunft Gehör schenken und das handwerkliche Baudenken den neuen Baustoffen nicht mehr entsprechend ansehen, diesen reinen Materialisten hält er entgegen, daß sie „bei aller Betriebs- und Bauvernunft“ doch „Schaden nehmen an ihrer Seele.“ Um sie selbst ist es freilich nicht so schade, wohl aber um ihre Kinder, für die es nicht gleichgültig ist, ob sie zwischen seelenlosen, schematisch emporschießenden Industriebauten aufwachsen oder in einer geordneten ländlichen Umwelt. Hier geht es um die Würde und Zukunft unserer gemeinsamen Heimat.“ Das ist erfreulich zu hören. Erfreulich ist auch die Einigkeit in dieser Hinsicht. Ob nun ein sehr moderner Gestalter wie Guy Pison dem durch eine falsche Bauentwicklung in der jüngeren Vergangenheit vernachlässigten großen gemeinsamen Wohnraum der Bauernhäuser der Vallée de la Vire (Dép. de la Manche) wieder sein Recht gibt, ob der Niederländer Jan Jans neben dem Studium der modernen Landwirtschaft das des alten Bauernhauses als unerläßlich für den Architekten ansieht, ob der Schweizer Rudolf Schoch die baulichen Vorzüge des alten Bauernhauses herausstellt, ob der Niedersachse Walter Wickop sich dahin äußert, daß den Architekten

auf dem Wege ins Neuland „als unentbehrlicher geistiger Besitz . . . das Wissen vom hochentwickelten *alten Bauernhaus*“ begleitet: Die Erkenntnis, daß man etwas so organisch in Jahrhunderten Gewachsenes und Bewährtes, solch ein Stück Volksgut und Ausdruck des Volksgeistes nicht unbeachtet beiseite stehen lassen darf, ist — Gott sei Dank! — stark vertreten.

Siedlerstelle von 20 - 25 ha



Hofansicht



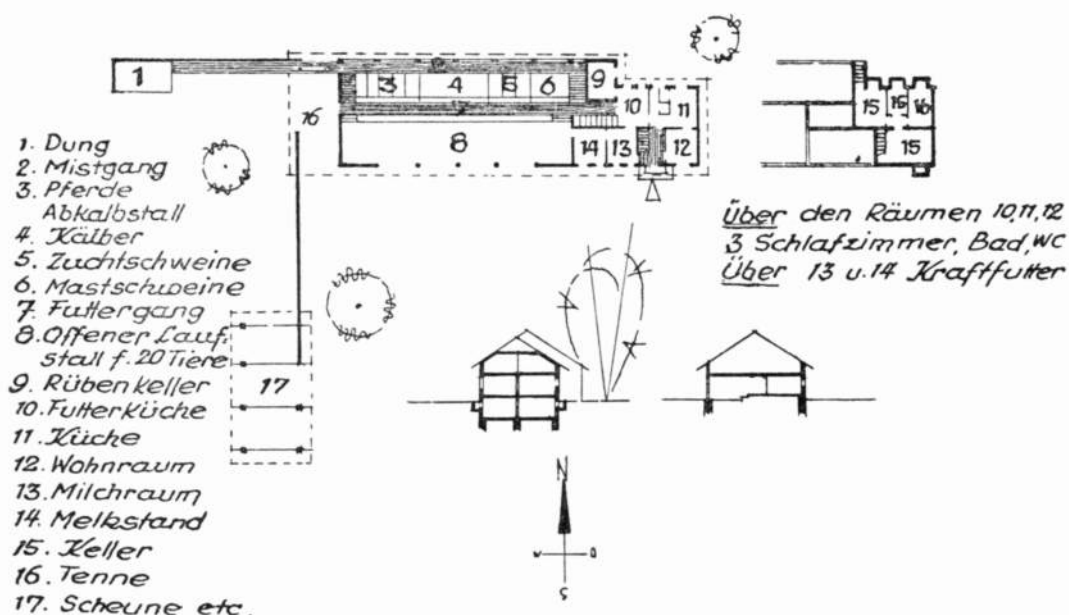
Rückansicht

Wie steht es nun in unserer Heimat? — Vor einigen Wochen führte mich ein an sich meinen historischen Forschungen entsprungener Anlaß auf ein altes, im späten Mittelalter aus noch unbekannten Gründen aufgegebenes Urbar, das des Dörfleins „Keimbach“ („*Keynbach*“, wie es ausgangs des 15. Jh. heißt) bei Oberlinxweiler. Nur der Name der Flur erinnert noch daran, daß hier auf altem Stephansgut der Metzzer Domkirche und im Raume des Neumünsterer Klostereigens einmal ein Dorf stand, von dessen Existenz mir vor Jahren die Abgabenlisten im Staatsarchiv zu Koblenz kündeten. (20) Dort fand ich nun drei ganz neuzeitlich gestaltete Höfe, die in nächster Zeit bezugsbereit sein werden; ein vierter soll noch entstehen. Ich erfuhr, daß dort die Staatliche Vermögensverwaltungsgesellschaft, Abt. Bäuerliches Siedlungswesen Bauherr ist. Architekten sind die Herren Lamour und Schaan (AK des Saarlandes). Es war für mich überraschend zu sehen, wie hier Gedanken verwirklicht sind, die heute von verantwortungsbewußten und mit der Materie des ländlichen Bauwesens vertrauten Gestaltern vertreten werden. Wenn sich dort der in Österreich und in der Schweiz seit Jahren als wirtschaftlich und vor allem gesund erkannte *Freiluftstall* findet, also ein Tiefstall, in dem der Mist Monate liegen bleibt, um dann in moderner Weise weggeschafft zu werden, ein Stall in ständig offener Verbindung mit seinem Auslauf zu allen Jahreszeiten, gleichgut für Milchtiere wie für Jungtiere, wenn man die heute in allen Ländern mit gepflegter Landwirtschaft geltende vorbildliche und zweckmäßige Lagerung der Räumlichkeiten nach Einsichten der Zeit- und Kraftersparnis beachtete, wenn man, wie hier, die landwirtschaftlichen Unternehmungen aus der Enge des Dorfkerns hinaus verlegte, wenn bei aller Neuartigkeit der Baugestaltung doch das heimische Bauernhaus berück-

sichtigt wurde, so zeigt sich in all diesen und andern nicht aufgeführten Punkten das Bestreben, die Erkenntnisse der Biologie und Hygiene, der fortgeschrittenen Technik und der Wirtschaftlichkeit anzuwenden und dabei einen Baukörper zu schaffen, der sich in die heimische Natur einfügen wird. Dipl.-Landwirt van de Berg äußert sich über den neuen Hofotyp wie folgt (Auszug): „Der neuerstellte Hofotyp im Keimbachtal in Oberlinxweiler gleicht sich in der äußeren Form der früheren Eindachbauweise an und ist gleichzeitig der Landschaft angepaßt. Der innere Teil des Hofes ist aus betriebswirtschaftlichen Gründen vereinfacht, um alle Arbeitsvorgänge möglichst zu verringern. Jederzeit ist es möglich, durch Einbau von technischen Einrichtungen die Arbeiten noch mehr zu vereinfachen (Heuaufzug, Gebläse, Dunggreifer, Melkanlage, Silos usw.). Der neue Hofotyp stellt auch eine Abweichung gegenüber dem alten Hofbetrieb dar,

Vgl. die Zeichnungen
im Text u. Abb. 17

Wohnhaus mit Stallungen für eine Siedlerstelle von 20 - 25 ha



indem er einen Freiluftstall besitzt . . . Das Wesentliche ist der in der Mitte des Gebäudes liegende Futtergang, der als Mittelachse durch das ganze Gebäude hindurchläuft, und zwar von der Futterküche im Hause bis zur Tenne am Ende des Gebäudes. Von diesem Futtergang aus können alle Tiere, ob Rinder, Schweine oder Pferde, gefüttert werden, so daß man viele Wege und Zeit spart. Das Rohfutter gelangt von der deckenlastigen Scheune durch Futterluken an die gewünschten Stellen, das Kraftfutter durch Schächte in die Futterküche und in den Melkstand. Der Rübenbunker liegt neben der Futterküche. Das Grünfutter aus Tenne und Bansen wird ebenfalls leicht an die Futterplätze gefördert. Ein zweiter Gang längs des Abkalbe-, Schweine- und Pferdestalles ermöglicht ein leichtes Ausmisten der Ställe. Einfahren und Ausdreschen des Erntegutes machen bei der Bauweise keine Schwierigkeiten und können mit wenigen Arbeitskräften bewältigt werden.“ (21)

Beachtlich ist auch, was unser Gewährsmann zu der neuen Randlage der

Höfe sagt: „Zahlreiche Gemeinden im Saarland sind im Begriffe, sich vom reinen Bauerndorf in eine Industriegemeinde oder in eine Wohngemeinde zu verwandeln, so daß für die wenigen vorhandenen Berufsbauern nicht mehr das nötige „Klima“ vorhanden ist. Wenn man noch den starken Verkehr auf den Orts- und Landstraßen dazunimmt, so ist der Bauer kaum in der Lage, mit seinen Kühen oder Pferden auf die Felder zu gelangen bzw. die Ernte einzubringen. Hierzu kommt noch der Leerlauf, der durch die weite Anfuhr von der Hofstelle zu der Nutzfläche veranlaßt wird, die noch in zahlreiche Einzelgrundstücke aufgeteilt ist. Warum aber nicht mit der Hofstelle an die Felder heranrücken? Kommt hierzu noch eine sinnvolle Zusammenlegung und Flurbereinigung und eine Aufstockung der Betriebe mit Brachland, dann erhalten wir wieder wirtschaftsfähige landwirtschaftliche Betriebe, die in der Lage sind, die neuzeitlichen Erkenntnisse in der Landwirtschaft einzusetzen und marktfähige Produkte zu erzielen.“

Die Bauernhöfe in der beschriebenen Form werden wohl schwerlich von jedem Bauern erstellt werden können. Selbst bei schrittweiser Errichtung wird der Staat noch mit langfristigen Krediten helfen müssen und es wohl wegen der weittragenden Bedeutung der Modernisierung unseres Bauernstandes an der Saar auch gern tun. Wir entnehmen den Aufsätzen von de Bergs beachtliche Winke für die Errichtung von Wirtschaftsgebäuden in Leichtbauweise, die auf neuzeitlichen Erfahrungen beruhen. Leichtbauweise ergibt bedeutende Möglichkeiten für eine vielseitige Verwendbarkeit der Gebäude durch billige bauliche Veränderungen, die der Bauer z. T. selbst vornehmen kann. Es ist da zuerst gedacht an ein Stall-Scheunengebäude mit Vordach (Halle aus Eisen- oder Holzkonstruktion auf Betonpfeilern), bei dessen Errichtung selbst Rundholz in Anwendung kommen kann. Stahlkonstruktionen sind natürlich praktischer wegen der durch sie gegebenen Möglichkeiten größerer Raumausnützung. Zur Abdeckung wird roter Welleternit empfohlen. In einer solchen Halle ist der Einbau von Stallungen durch den Bauern selbst möglich, je nachdem, ob er mehr Gewicht auf Rindvieh- oder Schweinehaltung legt. Es können ferner ein Offenstall für Kühe oder Rinder, eine erd- oder deckenlastige Scheune, eine feste oder bewegliche Futterkrippe, auch ein Anbindestall und Schweineboxen erstellt werden. Nach Ermittlungen von Dipl.-Ingenieur Kulke-Hannover sind durch das Stall-Scheunengebäude ganz erhebliche Ersparnisse an Zeit und Kosten im Betriebe möglich. Die Baukosten für eine Halle aus Holz und Eisen mit Eternitabdeckung, jedoch ohne Ausbau, werden sich auf 800 000 bis 1 000 000 frs belaufen. Ist das Gebäude erstellt, so kann an die Veräußerung des alten Bauernhauses im Orte gedacht werden. Die dabei einlaufenden Gelder erbrächten dann die Mittel zur Errichtung eines neuen Wohnhauses beim Wirtschaftsgebäude.

Der Verfasser nimmt ferner Stellung zur Frage der Eingliederung des neuen Hofes in die Landschaft. Zu bevorzugen sei die Hanglage etwas abseits der Landstraße. Die Umzäunung solle weder durch Stacheldraht noch durch Maschendraht, sondern durch einen einfachen Holzzaun oder eine lebende Hecke geschehen. Der langgestreckte Baukörper mit dem schlichten Satteldach und Giebel, eine einfache, große Bauform, ungestört durch An- und Umbauten, gibt dem Hof „die stolze Haltung“. Künstlerische Gestaltung soll der Hauseingang aufweisen, getreu der bei uns üblichen Weise, die Namen der Erbauer am Türstock zu verewigen. Vor

allem wäre zu empfehlen daß der Bauer seinen Hof im äußeren Glanz erhält durch die notwendige Wiederholung des Anstrichs in gediegenen Farben. Nicht Modifarben, sondern die altüberkommenen Farben schwarz, weiß, braun, rot und grün sollen Verwendung finden, damit sie im Zusammenklang mit der Natur, mit den Blumen des Gartens und denen der Rankpflanzen und den Fensterblumen ein harmonisches Bild ergeben.

Die beherzigenswerten Mahnungen van de Bergs über „Bauer und Architekt“ wollen wir wörtlich zitieren: „Wenn du aber das von deinem Urgroßvater, Großvater und Vater erworbene Besitztum aus- und umbauen willst, so überlasse es nicht irgend jemand, sondern ziehe einen landwirtschaftlichen Sachverständigen und einen Architekten zu Rate, der noch ein bäuerliches Empfinden hat und den Hof nicht verschandelt. Der Umbau muß sich dem Stile des Hofes ganz anpassen. Laß vor allem dein Gebäude nicht mit Blech verunzieren. Das Verschandeln der Giebel mit Reklainschriften oder -schildern ist eine Beleidigung für ein Bauernhaus. Auch manche Dachabdeckungen verunzieren den Hof. Man bleibe bei einer Dachabdeckung möglichst in roten Farben. Nicht minder schlecht werden oft elektrische Anlagen angebracht. Laß dir solche Beeinträchtigung des Hofbildes nicht gefallen. Häßlich und unpassend sind auch eiserne Tore. Sie sind ebenfalls schlechte städtische Vorbilder. Dagegen sieht ein schlichtes Tor aus heimischen Holz ehrlich und anständig aus. Siehe nicht tatenlos zu, wenn durch Gleichgültigkeit, Unverstand und Großmannsucht schlechte Beispiele entstehen und damit der Rest Schönheit in der dörflichen Landschaft vernichtet wird, den wir in unserer Saarheimat haben“.

Wir sagten schon oben, daß unser liebes altes Bauernhaus Ausdruck einer Entwicklung ist, die in unsern Tagen stürmischer als je vorandrängt. Solange aber unser heimisches Bauernhaus, mag es noch so modern gestaltet sein, die Bedürfnisse des Wohnens und Wirtschaftens in Einklang zu bringen weiß mit der Landschaft und dem Menschen, der die Scholle bebaut, wird es auch im neuen Gewande einmal jenen Charakter eines Heims gewinnen, der unerläßlich ist für die Zukunft unseres Bauernstandes, unerläßlich vor allem für die aufwachsende Generation, die von ihren Ahnen als unverlierbaren Besitz das Gefühl für edle Einfachheit und Gediegenheit, für Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, für Heimatverbundenheit und echte Gläubigkeit ererben soll, Eigenschaften, die den Bauern überall zum tragenden Pfeiler des Volkes machen.

Kümmern wir uns alle darum, daß auch das saarländische Dorf schön bleibt, eine wahre Heimat unserer Bauern, aber auch ein ewiger Jungborn der Städter, die dort nahe dem unaussprechlichen Zauber ewigen Werdens, Reifens und Vergehens Leib und Seele erholen können!

Anmerkungen:

- (1) E. Nick, J. A. J. Hansen, ein verdienter Heimatforscher. Trierische Heimat 6. Jahrg. (1930), S. 129 u. 168. — Karl Schwingel, Hansen, Versuch einer Zeichnung seines Wesens. In: J. A. J. Hansens Briefe aus der Preuß. Nationalversaml. 1948/49, Saarbrücken 1931.
- (2) Friedrich Metz, Wilhelm Heinrich Riehl u. d. oberrhein. Landes- u. Volksforschung. Sonderdruck aus dem Alemannischen Jahrb. 1954, S. 2. — Wilhelm Preßler, Handbuch der deutschen Volkskunde, Bd. I, S. 7–16. (Wilhelm Schmitz, Geschichte der deutschen Volkskunde).
- (3) Ludwig Schandean in: Bavaria IV, 2 (Bayr. Rheinpfalz), 1867, S. 190.
- (4) Fritz Klein, Bauernhaustypen im Saargebiet. Diss. Stuttgart 1928, S. 5. — Hermann Keuth, Das Bauernhaus an der Saar. Zeitschr. d. Rhein. Vereins f. Denkmalspflege u. Heimatschutz, Jahrg. 22 (1929), Heft 1 u. 2, S. 94. —
- (5) Dieser Einfluß ist auch in andern Gegenden sichtbar. Vgl. Hermann Schilli, Ländliche Haus- und Hofformen im alemannischen Gebiet Badens. Sonderdruck aus der „Badischen

- Heimat" (Mein Heimatland) 31. Jahrg. (1951), Heft 3/4, S. 185. — Rudolf Schoch, Über die heutigen ländlichen Bauaufgaben. Niederschr. über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung (zit. Hausforschung mit Orts- und Jahresangabe) in Säckingen (Oberrhein) v. 3.–5. 9. 54, S. 149–158.
- (6) Karl Schwingel, Der Einfluß der Zweibrücker Bestrebungen zur Hebung der Landeskultur auf die Verbesserung der Landwirtschaft im Nassau-Saarbrückischen. Zeitschr. für saarländische Heimatkunde, 2. Jahrg. (1952), Heft 1–2, S. 29–36.
- (7) Ph. Adolf Fürst, Älteste Einwohnerverzeichnisse des ehem. Oberamts Ottweiler. Mitt. d. Hist. Vereins f. d. Saargegend, Heft 21 (1938), insbes. S. 233 ff.
- (8) Karl A. F. Günther, Auf einem Dorf. In: Frankfurter Allgemeine (Wochenendausgabe) v. 16. 7. 1955.
- (9) Sonderdruck. Pädagogische Rundschau. 5. Jahrg. Heft 12, 1951, S. 534
- (10) Vgl. Note 4.
- (11) Rolf Robischon, Baupflege im Rheinland. Niederschr. Hausforschung, Monschau 1953, S. 41–43.
- (12) Guy Pison, Wiederaufbau in Dörfern und Bauernhöfen im Département de la Manche. a. a. O. S. 37–40.
- (13) Rudolf Schoch, Über die heutigen ländl. Bauaufgaben. Niederschr. Hausforschung, Säckingen (Oberrhein) 1954, S. 149–158.
- (14) Walter Wickop, Vom alten zum neuen Bauernhaus in Niedersachsen. Neues Archiv für Niedersachsen, Heft 15 (1950 - Peßler - Festschrift), 113–120.
- (15) Franz Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Jena 1926 (Bauernhausformen und Stämme), S. 71–115.
- (16) Beispiele zahlreich in: Louis Pinck, Verklingende Weisen, Metz, I (1926), II (1928), III (1933), in Abb. wie in den Anmerkungen. — Vgl. J. Frey, Lothr. Bauernhäuser und ihre völk. Eigenart. Berlin 1914. — Derselbe, Der ländl. Fachwerkbau in Lothringen. Diss.
- (17) Jan Jans, Tradition und gegenwärtiges Architekturschaffen in den Niederlanden. Niederschr. Hausforschung, Cloppenburg in Oldenbg. 1952, S. 62–65.
- (18) Walter Wickop, Wandlungen im niederdeutschen ländl. Bauen. Niederschr. Hausforschung, Cloppenburg 1952, S. 79–87. Der Verf. macht dort den guten Vorschlag, das wundervolle Bauernhaus-Museum Dr. Ottenjanns in Cloppenburg durch einige ganz neuzeitliche Bauernhäuser zu ergänzen. — Die Schweiz zeigte auf der 11. Schweizerischen Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau in Luzern den „Gsteinghof“, der heute im Dorfe Reiden steht und eine gute Anschauung über die neue ländl. Bauweise vermittelt. Vgl. Note 13.
- (19) Vgl. Note 14.
- (20) Staatsarchiv Koblenz, 22/2782, Bl. 132 f. — Ludwig Prinz, Die Wüstungen des Saarlandes, I. Teil, Ottweiler 1935, Bl. 10, 2. Dort auch die alte Gemeinweidigkeit der Dörfer Nieders- und Oberlinxweiler auf dem Banne des wüstgewordenen Dorfes belegt. —
- (21) Van de Berg, Der alte und der neue saarländische Bauernhof. — Ders., Neue Wege im landwirtschaftlichen Bauen. — Ders., Der Bauer und sein Hof. Die Wege im landwirtschaftlichen Bauen. — Ders., Der Bauer und sein Hof. Die Manuskripte und die Klischees der Textabb. wurden von der Dienststelle freundlichst zur Verfügung gestellt.

DIE MUTMASSLICHE HEIMAT DES MINNESÄNGERS HEINRICH VON TETTINGEN

VON KURT HOPPSTÄDTER

Von einem großen Teil der Minnesänger, deren Lieder in der Heidelberger Liederhandschrift, dem Manesse-Kodex, enthalten sind, stehen Abkunft und Familienzugehörigkeit eindeutig fest. Unsicherheit besteht über die Herkunft des berühmtesten unter ihnen, Walters von der Vogelweide, aber auch unbedeutendere Sänger, wie *Heinrich von Tettingen*, werden von verschiedenen Landschaften des Alten Reiches in Anspruch genommen, allerdings in einer Weise, die jeden Zweifel auszuschließen scheint.

Die Heimat des Vogelweiders könnte jeder so benannte Ort gewesen sein, während bei dem hier zur Behandlung stehenden Tettinger Herkunft und Abstammung mit einigem Erfolg erforscht werden können. Neuerdings wird seine Heimat und damit auch seine Familie ganz eindeutig lokalisiert,

so daß man zu der Ansicht gelangt, es handle sich bei ihm um einen der wenigen ganz klaren Fälle. Solange nicht alle Untersuchungsmöglichkeiten erschöpft sind, kann aber der Minnesänger trotz der geringen Ausbreitung des seinem Namen zugrundeliegenden Ortsnamens nicht von einer Landschaft mit Recht „beansprucht“ werden. Hier erwachsen dem landschaftlich gebundenen Forscher reizvolle Aufgaben. Mit meiner Darstellung will ich lediglich einen Diskussionsbeitrag liefern und glaube, daß das bisher bezüglich der Herkunft und Abstammung des Minnesängers Vorgetragene noch nicht als befriedigend angesehen werden kann.

Von den 140 Minnesängern des Kodex sind 137 mit je einer ganzseitigen Abbildung vertreten, darunter auch unser Heinrich von Tettingen¹⁾. Sein Name erscheint darauf zweimal untereinander als „Heinrich von Tetingen“ und „Heinrich von Tettingen“. Darunter befinden sich nebeneinander Schild und Helm²⁾. Danach führte der Minnesänger im goldenen Schild eine rechtsgekehrte silberne Sichel mit rotem Griff, auf dem Helm zwei nach außen gekehrte Sichel. Daraus läßt sich nichts Positives für die genealogische Einordnung Heinrichs schließen, da dieses Wappen bisher weder in einem Siegel noch in einer der mittelalterlichen Wappensammlungen nachgewiesen werden konnte. Es muß aber herangezogen werden, wie wir noch zeigen werden, denn soviel kann jetzt schon gesagt werden, daß Heinrich keiner Familie angehört haben kann, die nachweisbar im Mittelalters ein anderes Wappen führte.

Die Abbildung selbst zeigt zwei Krieger, einen Lanzenreiter und einen Bogenschützen, beide zu Pferd, die zwischen sich einen Unbewaffneten auf einen Esel gebunden mit sich fortführen. Der Hergang bleibt dunkel, es gibt auch nirgends eine Erklärung dafür. Vielleicht ist nicht einmal anzunehmen, daß es sich bei dem Gefangenen um Heinrich selbst handelt, welche Annahme *Bartsch*³⁾ vertritt. Aus Heinrichs Liedern kann nichts geschlossen werden, was dieses Rätsel lösen könnte. Auch sonst ist nicht das Geringste von und über ihn bekannt. Den Sänger in einer so unvorteilhaften Situation zur Darstellung zu bringen, kann auch dem Maler nicht als Absicht „in die Schuhe geschoben“ werden; zweifellos hat er ein Ereignis aus dem Leben des Minnesängers als Motiv benutzt. Nun wäre es auch möglich, in den beiden Begleitern Heinrich und einen Waffengefährten zu sehen, eine Auffassung, die ebensoviel Wahrscheinlichkeit besitzen dürfte wie die von *Bartsch*, da Heinrich ja aus ritterbürtigem Geschlecht stammte und seine Darstellung als berittener Waffenträger ganz natürlich war.

Abb. 15

Der Kodex enthält die beiden einzigen von Heinrich erhaltenen Lieder⁴⁾. Sie tragen nach dem übereinstimmenden Zeugnis der neueren Beurteiler „die typischen Züge des späteren Minnesanges“ und zeigen „vollendete Form und konventionellen Inhalt⁵⁾“.

1. Liep, liebez liep, liebiu vrowe,
 liep, herzen trost und der sinne,
 liep, liebez liep, liebiu schouwe,
 liep, daz mich roubet din minne.
 Hei, lieber Lip,
 sealik wip,
 liep, liebez liep, sendiu leit mir vertrip.

Liep, du bist mir nu vil lange
lieb, unt han dir vil gesungen,
nach diner hulde ist mir ange,
des hat mich minne betwungen.
Ach, vrouwe min,
sich, der pin
nimet vröude mir, sol ich lange alse sin.

Ir schoene, ir guete, ir gebare
hant mich ze tode verwundet,
des stirbe ich nu in einem jare,
ob mich ir trost nicht gesundet.
Ach, wafena!
si ist mir da
lieb, unde lit minem herzen vil na.

2. Daz diu zit ist also schoene
davon siht man nu die heide
wol gebluemet unt den walt,
dar zuo singent sueze doene
kleine vogel, den vil leide
tet hiur e der winter kalt.
Sie vröuwent sich des meijen bluete:
diu mich twinget, doch mit guete,
daz diu troste min gemuete,
ich würd ouch ze vröuden balt.

Mir wirt also wol gemuote,
swenne ich die vil lieben, suezen
sihe so minneklichs buezen,
dar ich senden kumber han,
von ir liebe e wibes minne.
Liep, mins herzen küniginne,
vuege, daz ich noch gewinne
von dir trost und lieben wan.

Daz min vröuwe mir gevellet,
daz kumt von vilmaniger guete
unt den tugenden, die sie hat.
Nach ir brinnet unde wellet
herze, lib unt min gemuete:
dez mir schiere würde rat,
wils an vriundes triuwe denken:
allez truren, alles krenken
mueste snelle mir entwenken,
ob si mich ze liebe empfat.

Nieman jehe, daz ich si tumber,
ob ich herzeckliche (muez) minnen
ein so minnecklichez wip:
Ein lant solte gerne in kumber

komen, möht ez wol gewinnen
 alse reine wibes lip,
 Diu so manige vouge haete,
 zizelwaehe si wol naete:
 ach, daz ich's ir minne erbaete

Untersuchungen über die Herkunft des Minnesängers Heinrich von Tettingen sind seit über 100 Jahren angestellt worden. Die vorstehenden Wiedergaben seiner Lieder beruhen auf den Texten bei *v. d. Hagen*, der Dettingen (BA. Konstanz) als Heimat Heinrichs angesehen hatte⁶⁾. Nach *Bartsch*⁷⁾, der sich nur „auf alemannischen Boden“ mit seinen Untersuchungen bezog, kamen drei Geschlechter in Frage: ein schweizerisches im Aargau, ein badisches am Bodensee und eines aus dem Breisgau. Bei den beiden ersteren war auch der Name Heinrich gebräuchlich, in genealogischer Hinsicht machte nur das badische Geschlecht keine Schwierigkeiten, da sein Wappen nicht bekannt und daher die Annahme immerhin möglich war, es könnte das im Kodex vorhandene geführt haben. *Fr. Grimme* wies dann nach⁸⁾, daß beide von *Bartsch* behandelten Geschlechter das gleiche Wappen führten, nämlich einen in 6 Plätze geteilten, zweimal gespaltenen Schild. Ohne eine andere Möglichkeit heranzuziehen, vertrat er die Annahme, daß sich vielleicht *Siebmacher* bei der Zeichnung des Aargauer Wappens geirrt haben könnte. *A. Socin*⁹⁾ brachte dann eine Urkunde herbei, wonach im Jahre 1267 unter den domini neben Walter von Klingen und Berthold Steinmar ein Heinrich von Tetingin erscheint und schloß aus der urkundlichen Verbindung der Namen, daß es sich bei Tetingin um das schweizerische Döttingen an der unteren Aare handeln müsse. Die heraldische Unmöglichkeit solcher Deutung ließ er unbeachtet. Dann zog *K. Zangemeister*¹⁰⁾ das Fazit mit der Feststellung, daß „die Heimat des Dichters, welcher wohl der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, fraglich“ sei. *Fr. Grimme* unternahm einen erneuten Vorstoß¹¹⁾, zerpfückte die Beweisführungen seiner Vorgänger und begründete seine Annahme, daß die im Aargau vorkommenden Herren von Dettingen in Wirklichkeit dem badischen Geschlecht angehören, und da „in keiner anderen Familie, welche sich nach einem Orte Dettingen genannt hat, der Vorname Heinrich sich findet, so werden wir in diesem Falle wohl größeren Nachdruck auf den Vornamen zu legen haben, und so suchen wir den Dichter unbedenklich an den Gestaden des Bodensees.“ Wenngleich seine Feststellung über die Dettingen nur regional aufzufassen ist, wie wir zeigen werden, so bleibt wertvoll, daß er 16 Urkunden herbeibrachte, in denen am Bodensee ein Heinrich von Tetingen genannt wird [Tettingen (7), Tetingen und Tetingin (6), Dettingen (2) und Theticon (1)]. *Grimme* nahm drei verschiedene Namensträger an. Auch *Fr. Pfaff*¹²⁾ rechnete unsern Minnesänger dem badischen Geschlecht vom Bodensee zu, konnte aber gewisse Bedenken wegen der heraldischen Widersprüche nicht unterdrücken. *J. Bedthold* ließ die Frage nach der Herkunft offen, neigte aber mehr zu der Annahme einer aargauischen Abstammung¹³⁾. Der Vollständigkeit halber sei noch *K. Preisedanz* erwähnt, der jüngst¹⁴⁾ ohne weitere Beweisführung die badische Herkunft für feststehend ansieht, obwohl 16 Jahre früher *W. Stammeler*¹⁵⁾ den Aargau für erwiesen hielt, und *K. Petry* im Jahre 1949 in Anlehnung an *Socins* Ergebnisse ganz lapidar schrieb :

„... aus einem aargauischen Geschlecht, gehört zum Kreise Walters von Klinglen“¹⁶⁾. Aber bei allem dem muß man sich fragen, ob nach den oben aufgeführten widersprechenden Behauptungen die Herkunft des Minnesängers wirklich endgültig festgelegt ist. Sie kann es nicht sein, da man nicht den gesamten Verbreitungsraum der Tetingen in Betracht gezogen hat. Man hat sich m. E. zu sehr auf den Ortsnamen *Dettingen* festgelegt, Heinrich nennt sich aber von *Tetingen*, *Tettingen*. Im Bereiche der ober- und mitteldeutschen Mundarten gibt es, ohne Berücksichtigung der inzwischen eingegangenen Siedlungen und ohne Österreich und die Schweiz, mindestens 9 *Dettingen*, 1 *Tettingen*, 1 *Tetingen* und 1 *Thedingen*. Alle diese Orte hätten in die Untersuchung einzugehen müssen. Sie liegen mit Ausnahme von *Tetingen* (südwestlich St. Avold) und *Thedingen* (bei Forbach) sämtlich im süddeutschen Raume. Gerade das letztgenannte *Thedingen* dürfte sich bei der Suche nach der Herkunft Heinrichs sehr deutlich zu Worte melden.

Es könnte eingewendet werden, daß doch vielleicht sprachliche Gründe die Forschung veranlaßt haben, gerade im alemannischen Raume zu suchen. Aber Form und Inhalt der beiden mitgeteilten Lieder Heinrichs zwingen keineswegs dazu. Unter den Bearbeitern hat nur *Fr. Pfaff* die philologische Seite mit berücksichtigt, wenn er sagt: „Ohne Zweifel ist Heinrich von *Tettingen* dem alemannischen Sprachgebiet zuzuweisen (vgl. Lied I, Strophe 3, Zeile 1)“. War das berechtigt, so engte es den Raum der mutmaßlichen Herkunft zwar ein, doch mußte er immer noch größer gesehen werden, als man es annahm. Ich wandte mich daher mit der Bitte um gutachtliche Äußerung an Herrn Prof. Dr. E. Christmann in Kaiserslautern, der sich wie folgt vernehmen ließ: „Die beiden Gedichte des Minnesängers enthalten keinerlei Formen oder Wörter, die es rechtfertigen, den Verfasser dem alemannischen Sprachgebiet zuzuweisen, die Verszeile: „*Ir schoene, ir guete, ir gebare*“ schon gar nicht. Die beiden Gedichte können ebensogut im Raume von Rhein und Saar entstanden sein. Nicht eine einzige Form spricht dagegen. *Thedingen* in Lothringen, östlich von Forbach gelegen, gehört zum rheinfränkischen Sprachgebiet. Ein von hier stammender Minnesänger könnte die beiden Gedichte ebensogut geschrieben haben wie ein alemannischer. Erst jenseits einer Linie Falkenberg (in Lothringen) – Köllertal, die dann zwischen Ottweiler und St. Wendel, ebenso Kusel und Baumholder hindurchführt, beginnt das moselfränkische Sprachgebiet. Ein dort tätiger Minnesänger ließe teilweise andere Formen erwarten.“

So bleibt also die Forderung bestehen, den Untersuchungskreis in der angezeigten Weise zu erweitern. Wegen des Ortes *Thedingen* in Lothringen aber möchte ich bereits einen Diskussionsbeitrag geben. Dieses Dorf war zum Teil Vogteigut des Klosters St. Avold, das die Grafen von Saarbrücken als Hochvögte zu Lehen vergaben.¹⁷⁾ Die ritterbürtigen Vögte, die zugleich Burgleute in Saarbrücken, in Homburg (Lothringen) und in Warsberg waren, nannten sich im 13./14. Jahrhundert nach dem Ort. In ihrem Geschlecht erscheint der Vorname Heinrich von 1274 bis 1318 in einer ganzen Reihe von Urkunden. *Jungk*¹⁸⁾ gibt folgende Regesten:

1274, März 17. Theoderich, Kantor von St. Arnual, Bartholomäus und Heinrich, Brüder, Ritter von *Thetingen*, verpachten dem Leo von Schwarzenholz ihre Mühle daselbst auf 10 Jahre (531).

1276, März 1. Conrad, Sohn des verstorbenen Pannescherre, Ritters von Homburg, verzichtet für sich und seine Geschwister auf die Güter zu Fuhlenbach, welche Dancrad von Grevenstein an

Heinrich von Theidingen verkauft hat (549).

1276, April 26. Dieser Verkauf von Gütern an den Edelknecht Heinrich von Theidingen wird von der Schwägerin Agnes des Dancrad von Grebenstein bestätigt (552).

1281, September 13. (französisch) Ritter Konstantin von Püttlingen und Frau Hawe, Witwe des Herrn Heinrich Kigelat von Sallebruche, erklären, daß sie auf Rat ihrer Freunde, der Saarbrücker Ritter Bemont von Grimberg, Ferri von Castres, Hanry von Tatingen usw. eine Sühne betreffs ihrer Streitigkeiten wegen des Hofes zu Varswile gemacht haben (597).

1281, Dezember 24. (französisch) Bertelmis und Hanris, Brüder, Ritter von Tathanges (in der deutschen Ausfertigung der Urkunde, die Kremer gibt,¹⁹) heißt der Ritter Heinrich, genannt von Thedingen) geben Simon, Grafen von Saarbrücken, ihren Besitz in St. Johann und St. Arnual, das sogenannte Neugut, mit allem Zubehör (600).

1282, Juni 24. Henrich von Theytinga als Zeuge (604).

1288, Oktober 1. Herr Henrich von Thatenges und andere, alles Ritter, als Bürgen für den Bischof von Metz. – Herr Heinrich von Tetinge hat von dem Grafen von Saarbrücken Güter zu Beckesbach, Hausgesesse zu Wibelskirchen und Neunkirchen (667).

1291, Februar 18. Hanrich von Tettingen, Ritter von Saarbrücken, ist Schiedsrichter für den Grafen von Saarbrücken (699).

1291, November 30. Hanri von Tettanges, desgleichen (712).

1292, September 13. Graf Walram von Zweibrücken bekennt, daß er an allem, was er von den Leuten des Hofes Wulenbach bei Beckensbach erhalte, kein Recht habe, sondern alles nach dem guten Willen des Herrn Heinrich von Teitinga und so lange es diesem gefalle, beziehe (724).

1294, März 4. Heinrich von Thedingen legiert der Kirche von St. Arnual durch sein Testament einen Teil von 2 Wiesenstücken am Ufer der Saar (740).

1296, Dezember 28. Ludwig, Bruder des Heinrich Plugelo von Homburg, gibt dem Ritter von Saarbrücken, Heinrich von Thedingen, ein Feld in Fulenbach statt eines andern.

1296, Dezember 29. Heinrich von Thedingen, Ritter von Saarbrücken, macht sein Testament. Darin bestimmt er zu Vollstreckern desselben seinen Bruder, den Kantor Thilemann und den Thesaurar der Kirche von St. Arnual, Willermus von Gerlinniga, die Brüder Eberhard und Conrad Repper und den Conrad Slapp, alle Ritter von Saarbrücken, seine Verwandten. Er ordnet unter Zustimmung seines Bruders Bartholomäus von Thedingen an, daß dieselben jährlich 40 Pfund Metzter Denare an die Armen zur Sühne des von ihm auf seinen Kriegszügen Geraubten und Erpreßten verteilen sollen. Dem Deutschhaus in Saarbrücken vermachte er seinen Hof bei Bexbach und seine Mühle Wulenbach, seinen Teil am Allod in Schwarzenholz, dem Kloster Wadegosinga seinen Teil an der Steuer im Tal von Gerswile zu einer Jahreszeit für sich, seinen Bruder und seine Eltern (773).

1297, Januar 3. Heinrich von Thedingen, Ritter von Saarbrücken, schenkt zu seiner, seines Bruders und seiner Eltern Jahreszeit dem Deutschhaus bei Saarbrücken seinen Hof bei Beckensbach und die Mühle an der Vuhlenbach, sowie seinen Teil am Allod in Schwarzenholz (774).

1299, Dezember 20. Lodewich, Bruder des Heinrich Plugelo von Homburg, bestätigt einen von seinem Meier Gerwin von Mittelbexbach geschehenen Tausch von Ländereien unterhalb des Hofes Wulenbach gegen andere, gleichwertige oberhalb desselben an Herrn Hanrich von Thetinga (800).

1304, November 11. Walram, Graf von Zweibrücken, erklärt, daß er kein Recht auf des Heinrich von Thedingen Hof Wulenbach habe und den Inhaber des Hofes in Schutz nehme (844).

1304, Dezember 17. Heinrich von Thedingen, Ritter von Saarbrücken, gibt dem Kloster Wadegozingen sein Allod in Gerswile an der Blies und erhält von demselben die Langwiese unterhalb dem Ufer bei Fulenbach und dem Abhang gen. Rech bei Adewilre (846).

1305, Januar 30. Der Abt von Wadegozingen bekundet den vorstehenden Gütertausch mit Herr Heinrich, Ritter von Saarbrücken, genannt von Thetinga (849).

1305, März 3. Heinrich, Ritter von Tedingen als Zeuge (852).

1310, August 16. Die Ritter Heinrich und Nikolaus von Thedingen erklären, daß sie das Dorf Ewesdorf von den Ritters Johann von Mengen und Hauberich zu Lehen haben.²⁰)

1310, August 30. Heinrich und Nikolaus, Söhne von weiland Berthelo von Thedingen und Hanla, des Nikolaus Frau, schenken zu ihrem und ihrer Eltern Seelenheil dem Deutschhaus zu Saarbrücken alle ihre Güter und Einkünfte zu Eynesdorf und Liesdorf (920).

1310, Oktober 10. Heinrich, Ritter von Thedingen, überträgt den Hof zu Schwarzenholz, den er gegen den Hof und Güter in Oberbexbach von dem Deutschhaus zu Saarbrücken eingetauscht hat, dem Grafen von Saarbrücken (921).

1310, Dezember 1. Graf Johann von Saarbrücken bekundet, daß in Folge des Tausches, den Heinrich, Ritter von Thedingen mit dem Deutschhause gemacht habe, Schwarzenholz nun sein Lehen sei (925).

1310, *Hanricus miles dictus de Thetinga* übergibt dem Komtur des Deutschen Ordens in Lothringen und dem Deutschhaus in Saarbrücken all sein Eigentum in Oberbexbach und erhält dafür die Güter des Ordens in Schwarzenholz (928).

1317, Juli 6. *Heinrich, Ritter von Thetinga*, macht sein Testament. Er ordnet darin an, daß seine Schulden bezahlt werden sollen und vermacht eine ganze Reihe von Legaten (1005).

1318, Juli 26. *Heinrich, Ritter von Thetinga*, macht einen Zusatz zu seinem Testament (1018).

Mit diesem Testament verschwindet nicht allein der Name Heinrich, sondern auch die Familie von Tetingen überhaupt aus den Akten. Offensichtlich stecken in den genannten 26 Urkunden mindestens zwei Personen mit dem gleichen Vornamen, wahrscheinlich Onkel und Neffe, ohne daß jedoch eine zweifelsfreie Entscheidung möglich wäre. Aber das erscheint im Hinblick auf das Ziel der Untersuchung nicht ausschlaggebend. Wichtig ist vor allem, daß es in dem Sprachgebiet, das als Heimat des Dichters angenommen werden muß, noch andere Geschlechter des Namens Tetingen, Tettingen gab, und mindestens noch eine, bisher überhaupt nicht in den Kreis der Betrachtungen gezogene Familie, in der der Vorname Heinrich zur Zeit der Entstehung der Lieder 26 mal urkundlich vorkommt.

Leider ist für die behandelte lothringische Familie v. Tetingen kein Siegel bekannt. Es läßt sich sogar beweisen, daß sie überhaupt kein Siegel geführt hat, denn in den zwei Urkunden von 1310 (920 und 928) werden die Bitten an die Siegler aus andern Geschlechtern damit begründet, daß die v. Tetingen kein eigenes Siegel besitzen. Aber das sagt ja nichts über das Wappen, das die Angehörigen des Geschlechtes geführt haben müssen. Denn ein ritterbürtiges Geschlecht an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert ist ohne Wappen undenkbar. Doch bringt es das Fehlen von Siegeln leider mit sich, daß über das Wappen der Familie nichts gesagt werden kann. Zum mindesten würden sich bei einer solchen Sachlage jedoch keine heraldischen Schwierigkeiten ergeben, wenn man den Minnesänger der lothringischen Familie zurechnen will.

Doch sollte in dieser Richtung gar keine bestimmte Aussage gemacht werden. Nur eins sollte und mußte gezeigt werden, daß es mindestens verfrüht ist, wenn man, wie geschehen, bestimmte Annahmen über die Herkunft des Minnesängers als Tatsache dargestellt hat. Die bisherigen Untersuchungen lassen jedenfalls die notwendige Akribie vollständig vermissen. Es wird hierauf jedoch selbst bei Würdigung lokalpatriotischer Gefühlsmomente nicht ganz verzichtet werden können.

Anmerkungen:

- 1) Eine getreue und vollständige Ausgabe der Handschrift ist 1929 im Insel-Verlag erschienen. Die Abbildung zu den Liedern Heinrichs von Tetingen bringt auch Preisedanz (vergl. Anm. 15).
- 2) Das Wappen bringt auch Zangemeister K., *Die Wappen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift (Manesse-Codex)* — 1892 —
- 3) K. Bartsch, *Die Schweizer Minnesänger* — Frauenfeld 1886 — Seite CII
- 4) F. H. v. d. Hagen, *Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13., 14. Jhd. aus allen bekannten Handschriften und frühen Drucken gesammelt usw.* — 1838 — Band 2, S. 263 f. Er gibt die Lieder nicht ganz buchstabengetreu nach der Handschrift, spätere Herausgeber allerdings auch nicht.
- 5) K. Petry, *Handbuch zur deutschen Literaturgeschichte*, Band I — Köln 1949 — S. 368; E. Karg in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasser-Lexikon*, herausgegeben von W. Stammler, Band 2 — Berlin 1934/35 — S. 352.
- 6) v. d. Hagen, a. a. O. Band IV, S. 443. Ich bin allerdings nicht sicher, ob die Belegstellen, die ich mir aus Hagens Werk besorgen konnte, vollständig sind. Auf die Ausführungen

- von F. J. Mone über Heinrich v. Tettingen (Die vaterländischen deutschen Dichter des Mittelalters, in Bad. Archiv I – Karlsruhe 1826 – S. 62) kann ich leider nicht eingehen, da seine Arbeit nicht zu erhalten war. Da er seine Arbeit vor v. d. Hagen veröffentlichte, wäre es interessant, festzustellen, inwieweit letzterer von ihm beeinflusst war. Seine Meinung wurde noch einige Jahrzehnte lang vertreten, vgl. Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Heft 2 – Lindau 1870 – S. 70.
- 7) Bartsch, a. a. O.
 - 8) Fr. Grimme, Die Schweizer Minnesänger, in Germania, Vierteljahrsblätter für deutsche Altertumskunde 25. Jhrg. (neue Reihe 23. Jhrg.) – Wien 1890 – S. 320 ff.
 - 9) A. Socin, Zu den Schweizer Minnesängern, in Germania, Vierteljahrsblätter für deutsche Altertumskunde 26. Jhrg. (neu 24. Jhrg.) – Wien 1891 – S. 311 f.
 - 10) A. a. O. S. 22
 - 11) Fr. Grimme, Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Minnesangs im südwestlichen Deutschland – Paderborn 1897 – S. 109 ff.
 - 12) Fr. Pfaff, Der Minnesang im Lande Baden – Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Neue Folge 11 – Karlsruhe 1908 – S. 32 ff.
 - 13) J. Bechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz – Frauenfeld 1919 – S. 154
 - 14) K. Preisendanz, Die badischen Minnesänger, in Baden, Monographie einer Landschaft, 1. Jhrg. 1949, Ausg. 2, S. 7 ff: „Nur zwei Lieder hat ein Sänger vom See (Bodensee!) der manessischen Sammlung geliefert, die nicht sehr fern von seinem Sitz zwischen Unter- und Überlinger See zu seiner Zeit entstand: Heinrich von Tettingen. Ohne Not hat man ihn schon unter die Schweizer Minnedichter verwiesen. Auch im Aargau gab es Geschlecht und Ritter gleichen Namens. Aber an seiner Seeheimat – er wird 1295 urkundlich belegt – braucht man nicht zu zweifeln. Möglicherweise war ihm die Liebe zur musischen Kunst von jenem Burkart von Tettingen vererbt, der ein Menschenalter vor ihm mit dem Beinamen „der Spielmann“ erscheint. Daß über Herrn Heinrichs Person vollkommenes Dunkel liegt, bedauert man schon deshalb, weil ein Verständnis seiner Dichtermünatur ohne geschichtliche Hinweise auf sein Leben unmöglich bleiben muß: ein gefesselter Ritter zu Pferd wird von zwei gewaffneten Reitern eskortiert, eine Bildszene, die ihre Konzeption wohl einem tatsächlichen Erlebnis des Tettingen verdankt.“
 - 15) W. Stammer, Die deutsche Literatur des Mittelalters 1934/35 – Siehe Anmerkung 5.
 - 16) K. Petry, Handbuch zur deutschen Literaturgeschichte, siehe Anmerkung 5.
 - 17) Die alten Territorien des Bezirks Lothringen nach dem Stande vom 1. Januar 1648 – Straßburg 1896 – S. 296
 - 18) A. H. Jungk, Regesten zur Geschichte der ehemaligen nassau-saarbrückischen Lande (Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend, Hefte 13/14) – Saarbrücken 1914/1919 – Die Nummer des Regestes nach Jungk ist jeweils am Ende des Textes in Klammern gegeben. Die Regesten sind zum Teil stark gekürzt.
 - 19) Kremer, Genealogische Geschichte des alten ardenaischen Geschlechtes und des zu demselben gehörigen Hauses der ehemaligen Grafen zu Saarbrück – Frankfurt 1785 – 2, S. 370.
 - 20) Dieses von Jungk übersehene Regest findet sich in: Chartes de la famille de Reinach (Publications de la section histor. de l'institut royal grand-ducal de Luxembourg – Année 1879 – XXXIII (XI).

ALT-SAARBRÜCKER HAUSMUSIK ZUR GOETHEZEIT

VON JOSEPH MÜLLER-BLATTAU

Das Saarland-Museum hat aus dem Besitz einer einzigen Alt-Saarbrücker Bürgersfamilie 25 handgeschriebene Musikhefte bewahrt. Sie stammen sämtlich aus der bewegten Zeit von 1789–1800 und sind zum größten Teil von einem einzigen Musikfreund Johann Carl Koch geschrieben. Sie zeugen damit in einzigartiger Weise von dem Sing- und Spielvorrat der Hausmusik eines Bürgerhauses in jener Zeit und geben zugleich einen Einblick, wie das musikalische Schaffen jener Jahre, in denen Mozart starb, Haydn die Höhe seines Ruhmes erreichte und der junge Beethoven eben sich regte, sich in der Südwestecke Deutschlands spiegelt.

Welches Klavierinstrument wurde in der Hausmusik benutzt? Darüber geben uns die Einleitungslieder von drei Liedersammlungen (s. u.) erwünschten Aufschluß. Die erste beginnt: Sei mir begrüßt, mein schmeichelndes Clavier; die zweite hat den gleichen Text in anderer Vertonung. Textdichter ist der berühmte J. Th. Hermes, der mit zwei Romanen („Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ und „Die Geschichte der Miss Fanny Wilkes“ die empfindsamen Herzen beglückt hatte. Die dritte Liedersammlung beginnt mit Schubarts Loblied „Sanftes Clavier! Welche Entzückungen schaffest du mir“. In Kochs handschriftlichen Liederheften finden wir sogar das Urlied aller dieser Gesänge, Zachariä's „Du Echo meiner Klagen, mein treues Saitenspiel“. Dort steht auch, von einem „Fräulein“ gedichtet, das nächste: „Erleichtre meine Sorgen, sanfttröstendes Clavier“ und des schon genannten Hermes andere Fassung: „Bereite mich zum Schlummer, sanft klagendes Clavier“. Als drittes reiht sich an „Süß ertönendes Clavier“ von Weisse und als letztes, von Schmittbauer nach unbekannter Dichtung vertont „Am süßtönenden Clavier“. Gemeint ist das *Clavichord*, das Lieblingsinstrument der empfindsamen Zeit, das auch Lotte in den „Leiden des jungen Werthers“ spielt. Sein sanfter Ton entsprach dem Klangideal dieser stillen Hausmusik; durch Fingerdruck konnte dem Ton auch eine „Bebung“, also empfindsamer Ausdruck gegeben werden. Daneben wird, wie die Beischriften zeigen, auch das langsam aus der Mode kommende Cembalo noch gebraucht. Am Ende unserer Berichtszeit (um 1800) hat das Hammerklavier (Fortepiano) beide verdrängt.

1. Lieder beim Klavier

Das „Lied beim Klavier“ steht im Mittelpunkt der Hausmusik jener Zeit. 1782 sind die Sammlungen von Schulz und Reichardt erschienen, die diese Gattung fest begründen. In Süddeutschland erscheint seit 1782 Bosslers „Blumenlese“ in Speyer, aus der man den Kernbestand der süd- und besonders der südwestdeutschen Hausmusik für Gesang und Klavier mit ihren Komponisten entnehmen kann. Doch soll von dieser Sammlung, von der Einiges in Kochs Notenbücher übernommen wurde, erst später gesondert berichtet werden.

Unser Bestand ist so reich, daß wir ihn erst einmal im Ganzen überschauen müssen. Wir gehen zunächst auf die geschlossenen Liedersammlungen ein, die er enthält. Max Friedländer hat in seinem ausgezeichneten dreibändigen Werk „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert“ eine Bibliographie der von 1750–1800 erschienenen Liedsammlungen gegeben, die wir zunächst mit zu Rate ziehen (und als Fr. jeweils zitieren). Auch das große zeitgenössische Sammelwerk des Mildheimischen Liederbuches von Becker, das genau am Ende der von uns genannten Zeit, 1799, zum ersten Mal erscheint (M. L.), wird uns einige Aufschlüsse geben können. Im übrigen aber bewegen wir uns auf ungebahnten Wegen.

In dem ersten Musikbuch unseres Gewährsmannes (s. u.) erscheint in Abschrift auch schon die erste geschlossene Liedsammlung, L. Kozeluchs „15 Lieder“. Der Komponist, in Böhmen 1748 geboren, Zeitgenosse und Konkurrent Mozarts, lebte seit 1778 in Wien. Das Lexikon von Gerber sagt im Jahre 1790 über ihn: „K. ist ohne Widerrede, bei Jung und Alt, der allgemein beliebteste unter unsern jetzt lebenden Komponisten und das mit allem Rechte.“ Seine 15 Lieder, die im Musikverlag J. M. Götz, Mannheim und München o. J. erschienen, setzt Fr. auf 1786.

Hier die Folge der Lieder: (Das vom Verfasser Hinzugefügte steht in Klammern).

1. Das Clavier (Clavichord). Sei mir begrüßt, mein schmeichelndes Klavier (J. Th. Hermes in „Sophiens Reise“) Fr II 141
2. An die kleine Schöne. Kleine Schöne küsse mich (Lessing) Fr II 93
3. Der Frühling. Erheitert Stirn und Aug', ihr Brüder.
4. Der Vorwurf. Bestimmt nur Tränen zu vergießen.
5. Die Mitternacht. Hier, wo ich Abendröte.
6. Vogelsteller-Lied. Die Lieb und unser Vogelfang (Thümmel) Fr II 143
7. Die Wahl. Die ich mir zum Mädchen wähle (Uz) Fr II 68
8. Lob der Unschuld. Du der Unschuld süße Ruh! „v. Weise“ (Weiße).
9. Grablied. Seid mir begrüßt, ihr Täler der Gebeine.
10. Namenstag-Lied. Freundschaft, Göttin edler Herzen.
11. Die Erinnerung. Schon im Lenz von sechzehn Jahren.
12. Die angenehme Henriette. Es sind nicht ungeprüfte Triebe.
Tempo di Minuetto.
13. Die Empfindung. Hier wo die stummen Bäume.
14. Das gleiche Ehepaar. Herr Robert gleicht der Robertin (unb. Dichter) Fr II 52
15. Wilhelm und Röschen. Wenn der Abendröte Schimmer (Erzähl Lied von 11 Strophen).

Überschaut man die Lieder als Ganzes, so muß man feststellen, daß Melodie, Ausdruck, Begleitung des Instruments (Vorspiele bei 12 Liedern) musterhaft sind, gerade in den empfindungsschweren Liedern. Wir werden aber sehen, daß unser Musikfreund im Gegenteil die leichten, heiteren zu Lieblingsliedern erwählt, vor allem „Die Lieb' und unser Vogelfang“. Doch sind noch vier weitere Lieder von Koch in seine Mss (bes. M 2) aufgenommen worden, darunter das graziöse, an Mozart gemahnende „Die Wahl“. In die gleiche Zeit gehören (auch nach der Hs.) die „Gesänge mit Klavier-Begleitung von Christian Andreas Krause aus Kursachsen. 1783“. Fr. (Bibl. Nr. 326a) kennt einen einzigen Druck in der Dresdner Landesbibliothek. So kommt unserer Abschrift erhebliche Bedeutung zu. Die Vorrede des gedruckten Werkes (nicht in der Abschrift wiedergegeben) ist merkwürdigerweise Strasburg, 31. Mai 1783 datiert. Krause bemerkt darin, daß 4 Lieder aus einem eigenen Singspiel stammten. Hier das Verzeichnis.

Abb. 38

1. An das Klavier. Sei mir begrüßt, mein schmeichelndes Klavier (s. o.)
2. Die Errettung. Ich sah von rauher Felsen Spitzen.
3. An den Winter. Wüte nur Winter, du häßlicher Greis!
4. Die Zufriedenheit. Gern leb ich, mit dem Los zufrieden.
5. Morgengesang. Willkommen, heitere Morgenstille.
6. Empfindungen am Weihnachtsmorgen. Es bricht herein in Zions Land.
7. Neujahrswunsch eines Greises an das schöne Geschlecht. Hier kommt ein alter Leiermann.
8. Lied am Ende des Winters zu singen. Ich suche Blumen in dem Haine (mit 2 Flöten)
9. Das Landleben. Beglücktes Volk in deinen Hütten (mit Flöten und Violinen)
10. Die Frauenzimmer. Die lieben Frauenzimmer (lange Arie mit Rezitativ)
11. Die Tyrolerin. Kaufen Sie von meinen Waren.
12. Der Frühling. Freunde! Erhebet den Blick!
13. Das Gespenst. In dumpfen weinerlichem Ton (Erzähl Lied von 25 Strophen)
14. Melchers Klagelied. Ich armer Mann, was fang ich an.



Abb. 33 Titelblatt der „Blumenlese“ 1784 (1. Teil)
mit Kochs Besitzervermerk

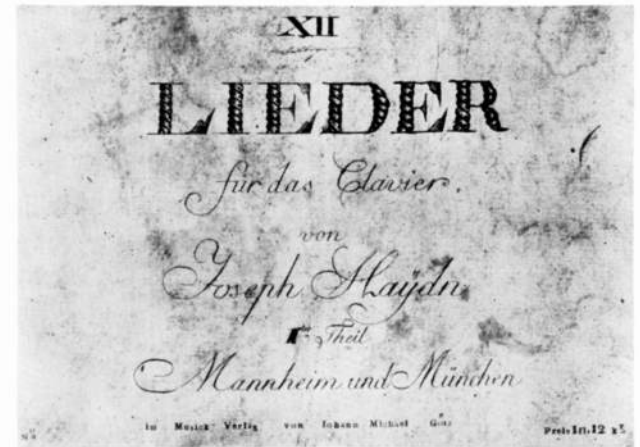


Abb. 35 Titelblatt der „Neuen Lieder“
von J. F. Sterkel

Abb. 36 Titelblatt der „Zwölf Lieder“ (1. Teil)
von J. Haydn

Abb. 37 Innentitel (Koch's Handschrift)
des Musikbuchs M 3



Moderato. Das Vogelsteller-Lied. von Franz Kozeluch

Ein Lied mit einer Vogelstange ist wunderbar schön; lag
 dort das müde - liege - dachung so leicht
 Vogel und die Mäusen fröhlich ein Vogel und die Mäusen fröhlich

Abb. 38 Das Vogelsteller-Lied von Kozeluch in Kochs Handschrift (aus M 2)

Abb. 39 Das Hüttchen-Lied aus Sterkels „Neuen Liedern“

6 Unschuldig. Das Hüttchen.

Nr. 3. Ich hab ein kleines Hüttchen nur, steht fest auf ei-ner Wiesen flur, an einem Bach und Bach ist schön, will
 mit ins Hüttchen gehn! am Hüttchen klein steht gros ein Baum, vor
 welchem steht das Hüttchen kaum, schützt gegen Sonne, Kält, und Wind, all' die da rin- nen sind.

Die Kompositionen sind mittelmäßig, die Dichter nicht zu ermitteln. Die Singspiellieder sind wohl 8, 9, 10, 11. Da die Sammlung im Repertoire Kochs ohne Nachhall blieb, verweilen wir nicht länger dabei.

Abb. 36 Die nächste Liedersammlung stammt von *Joseph Haydn*: 12 Lieder für das Clavier. Der Druck o. J. „Mannheim und München im Musikverlag von Johann Michael Götz“ ist Fr. nicht bekannt. Zweimal 12 Lieder hatte Haydn 1782 und 1783 (oder 84) erscheinen lassen, der uns vorliegende Druck („2. Teil“) ist also wohl ein Raubdruck des 2. Heftes (ca. 1784), in anderer Reihenfolge, vielleicht aus Gründen bequemerer Raumverteilung. Deshalb fehlen außer bei 4, 6, 10, 12 die Überschriften der Gedichte. Nur das „Lob der Faulheit“ hat drei Systeme, gibt also die Gesangstimme gesondert. Hier die Folge:

1. Jeder meint, der Gegenstand
2. Lachet nicht Mädchen
3. O liebes Mädchen höre mich
4. Wüßt ich, wüßt ich, daß du mich (Bürger)
5. Die Zufriedenheit. Ich bin vergnügt, will ich was mehr (Gleim)
6. Lob der Faulheit (Lessing)
7. Dir nah ich mich
8. O! Fließ, ja wallend fließ in Zähren (Auf eine tote Geliebte)
9. Auch die Sprödeste der Schönen
10. Minna. Schon fesselt Lieb und Ehre mich
11. Das Leben ist ein Traum.
12. Auf meines Vaters Grab. Hier sein Grab bei diesen stillen Hügeln.

Koch hat weiterhin auch andere Lieder von Haydn musiziert (s. u.). Für uns aber galt es, das bisher wegen des schwülstigen Textes nicht veröffentlichte Lied Nr. 8 unserem Singgebrauch zu retten. Wir unterlegten eine Dichtung Goethes und hoffen damit das Lied mit der ausdrucksvollen Melodie unserer eigenen Hausmusik wieder gewonnen zu haben.

Abb. 34 Enger zu unserem Raum gehörig sind die in einem wunderschönen Druck vorliegenden „12 Lieder in der Musik gesetzt von F. F. Hurka in Worms bei J. M. Götz“. Die ersten Lieder des in Dresden geborenen, seit 1789 in Berlin wirkenden Sängers Hurka erschienen 1787 („Scherz und Ernst in 12 Liedern“). Weitere Sammlungen verzeichnet Friedländer erst 1796, Unsere Sammlung ist bisher unbekannt und mit der erstgenannten nicht identisch. Die Dichter sind sämtlich genannt. Erstaunlich ist das Goethelied Nr. 7; die „Rastlose Liebe“ war 1789 im Druck erschienen. Die Sammlung enthält:

1. An mein Klavier. Sanftes Klavier. Schubart.
2. Liesels Brautlied. Mädels sagt es laut. Schubart.
3. An Lina. Dein gedenk ich. K. Mühler.
4. Beruf zur Liebe. Unser süßester Beruf. F. W. Gotter.
5. Schwäbisches Bauernlied. So herzlich wie mein Liesel. Schubart.
6. An junge spröde Schönen. Ich sah ein Röschen. K. Mühler
7. Die (sic!) rastlose Liebe. Dem Schnee, dem Regen. Goethe.
8. Der glückliche Arme. Ich esse Brod und trinke Wasser. Lessing.
9. Die Klugheit. Ja Damon, ich verstehe dich. Weisse.
10. Der Kuß. Ich war bei Chloen ganz allein. Weisse.
11. An die Eifersucht. Eifersucht, der Liebe Hölle! Gotter.
12. Das Singen. Ich singe, weil du es begehrt. Weisse.

Die Lieder haben hübsche, eingängige Melodien. Die Begleitung (stereotyp mit Cembalo bezeichnet, obwohl im ersten Lied das Clavichord angesungen

wird) hat eigene Prägung, die Singstimme ihre eigene Melodiezeile. Die Ausdrucksbezeichnungen sind mit 4 Ausnahmen in deutscher Sprache (z. B. Nr. 3. Sehr zärtlich und langsam). Wir werden einige dieser Lieder im handschriftlichen Liedbestand Kochs wiederfinden. Im Nachlaß Petersholz (s. u.) befindet sich ein Sammelband, der u. a. Müchlers und Hurkas Liedzyklus „Die Farben“ (1796, Fr. Bibl. 644) enthält.

Aus etwa der gleichen Zeit (um 1789) stammen die drei letzten Liedersammlungen. Gedruckt liegt vor in besonderem Heft (vgl. Abb.): „Sammlung neuer Lieder zum Singen beim Clavier, componiert und der Frau Gräfin von Rotterhann geb. Reichsfrau von Lichtenstein gewidmet von von J. Fr. Sterkel. 1. Teil. Gestochen von Hofmusikstecher (ohne Namen) in Mainz. (Handschriftlich: Poss. C. Koch)“. Friedländer II 64 kennt eine Würzburger Ausgabe der Lieder, die unsrige ist ihm nicht bekannt. Hier das Verzeichnis:

Abb. 35

1. An die Musik. Holde Göttin.
2. Bergmanns Lied. Glück auf, komm liebe Cyther komm. M. L. Nr. 472 mit anderer Melodie.
3. Das Hüttchen. Ich hab ein kleines Hüttchen nur. (Gleim). M. L. 298 mit anderer Melodie. (s. Notenbeispiel)
4. Mailied. Tanzt dem schönen Mai entgegen. (Hölty).
5. An die Weisheit. Holde Weisheit ich erwähle.
6. Der Garten des Lebens. Der Garten des Lebens ist lieblich und schön. (Rosemann). M. L. Nr. 109 mit anderer Melodie.

Fr. nennt bei drei Dichtern (Gleim, Hölty, Rosemann) die Würzburger Ausgabe von Sterkels Liedern. Danach wäre die unsrige ein Nachdruck des 1. Teils derselben.

Sterkel ist nächst Kozeluch einer der Lieblingskomponisten der Zeit. Auch diese Sammlung zeigt seine erstaunliche Gabe, leicht fließende, eingängige Liedmelodien zu erfinden (Singstimme gesondert) und der Ausdruck einer Dichtung (dt. Vortragsbezeichnungen) zu treffen. Aber gerade sein beliebtestes Lied „Das Hüttchen“, das wir handschriftlich bei Koch immer wieder aufgezeichnet finden, streift die Trivialität. Andererseits hat Beethoven diese Melodie als Thema zu Klaviervariationen gewählt, vielleicht gerade wegen dieser Allerweltseigenschaften. Daß die Melodie fatal an die berühmte Leiermelodie von „Vetter Michel“ erinnert, hat Fr. bemerkt, aber das Vorhandensein des Hüttchen=Liedes abgestritten. Hier ist es nun, wohlbe-glaubigt! Aber auch einige andere Lieder Sterkels tauchen in Kochs handschriftlichem Bestand mehrfach auf (s. d.). Er gehörte also auch zu Kochs Lieblingskomponisten.

Abb. 39

Noch näher unserem Raum verbunden sind die beiden handschriftlichen Liedersammlungen, die wohl Unica sind. Die erste heißt: Neue Lieder zum Singen beim Clavier von *Ferdinand Fränzl*. Strasburg im Verlag von Joh. Reinhard Storch. Musicalien, Instrumenten- und Saiten-Handlung“. Die Abschrift bildet den 2. Teil eines handschriftlichen Notenbuches von Koch (s. u. M 4). Fr. kennt von Fränzl nur „Lieder mit Melodien fürs Clavier“ Mannheim 1787. Des Komponisten „Neue Lieder“, die 1 – 2 Jahre später erschienen sind, sind ihm unbekannt geblieben. Der Komponist ist der Sohn eines Mitglieds der Mannheimer Hofkapelle, Ignaz Fränzl, der als Violinvirtuose und Komponist europäischen Ruf hatte. Der Sohn (geb. 1770 in Schwetzingen), ihm als Musiker ebenbürtig, wurde 1789 Hofkon-

zertmeister in München, 1792 Musikdirektor am Nationaltheater in Frankfurt a. M. Beziehungen zu Straßburg bestanden bei der Mannheimer Hofkapelle schon immer, sie gingen zum Teil über den Zweibrücker Hof. So ist der Straßburger Verlag weiter nicht wunderlich.

Langsam par Mozart

Ich will dich nicht ver-ges-sen, ge-lieb-ter See-len-

freund. Ich will dich nicht verges-sen, so-lang die Sonn mir

Fine

scheint. Je länger ich dich ha-be, je lie-ber sollst mir

sein, und mir mein Herz er-freun. Ich. *al fine.*

Der Hirt im Bettelweiler

Ich Michel Carl Sebastian, von Heßkenberg gebürtig, zeig jetzt der Welt mit Freuden an wie lustig ich mich

würdig mein christlicher Lebenslauf sei und wie ich in der zu dabei vergnügt und wohl ge-we-sen.

Die Liedersammlung enthält:

1. Das Traumlied (besser = bild). Wo bist du Bild, das vor mir stand.
2. Die frühe Liebe. Schon im bunten Knabenkleide.
3. Lied eines Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin. Vier trübe Monde.
4. Aufmunterung zur Freude. Wer wollte sich mit Grillen plagen (Hölty).
M. L. 321 mit anderer Melodie.
5. An die Freude. Holde mit den Rosenwangen.
6. Wenn und aber. Wenn ich der Kaiser wäre.

Nur 2 Lieder (4 u. 6) geben der Singstimme ein eigenes System. Aber der Satz ist im Ganzen sehr klangvoll und nach Mannheimer Art dynamisch gut bezeichnet, sogar mit *decrescendo*. Die Nachspiele des Klaviers ver-
ebben meist im *pp*. Die deutschen Vortragsbezeichnungen sind originell
und sinnvoll. Die Dichternamen sind leider nicht beigegeben.

Unsere ganz besondere Anteilnahme gilt der letzten Sammlung: Deutsche Lieder mit Anfang bey dem Clavier. Erstes Heft. Zweybrücken, in der Hahnischen Buchhandlung 1789. In dieser bescheidenen Teilsammlung spiegelt sich etwas von der deutschen Liedpflege des Zweibrücker Hofes wieder. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie des großen Gluck Nichte Nanette dort, als beide in Zweibrücken zu Besuche sind (1776), Oden von Klopstock singt, wie in dem „Journal de littérature et de musique“ (Zweibrücken 1783/84) mitten unter französischen Gesängen das deutsche Mailied der Demoiselle Eichner, Tochter des berühmten Fagot-
tisten, auftaucht. Hier haben wir nun eine ganze deutsche Liedersammlung, deren 2. Heft sich leider nicht gefunden hat. Dichter und Komponisten sind meist verzeichnet; wir geben diesmal auch die den Liedern vorgestellten (z. T. deutschen) Vortragsbezeichnungen bei.

1. Frühlingslied. Es guckt sich so gülden. Kl. Schmidt (Fr II 349) — Walther.
„Heiter, doch nicht zu hurtig“. E=dur $\frac{3}{4}$.
2. Erinnerungen an einen Jüngling. Du, der sittsamste von allen. Frl. v. A. —
Walther. „Im süßen Gefühl eines schuldlos liebenden Herzens“. B=dur $\frac{2}{4}$.
3. An die Weisheit. Stillen Geists will ich dir flehen. Gerstenberg — Walther.
„Mit Würde der Andacht“ d=moll $\frac{4}{4}$.
4. Wohl mir, daß ich ledig bin beim Geschmack der Zeiten! Schubart —
Müller. Allegro. A=dur $\frac{6}{8}$.
5. An eine Geliebte. Ich denk an dich, Geliebte. o. N. — Müller.
Andante poco Adagio con expressione. B=dur $\frac{2}{4}$.
6. Das Mädchen im Winter. Mädel s'ist Winter. o. N. (Schubart) — Müller.
Poco Allegretto. C=dur $\frac{3}{8}$.
7. Bestes Mädchen, meinst du's redlich. (Ueltzen) — Müller.
Rondo grazioso. A=dur $\frac{3}{4}$.
8. Die Ruhe. Wenn schreckend Gottes Donner brüllen. o. N. — Walther.
Feurig, mit heißer Zuversicht. Es=dur $\frac{4}{4}$.
9. Trautel. Mein Trautel hält mich für und für. Bürger — Müller.
Un poco Allegro. D=dur $\frac{2}{4}$.
10. Die Erscheinung. Wo find ich den Liebling der Seele. Schubart — Walther.
Sehnsuchtsvoll. B=dur $\frac{3}{8}$.

Folgen noch nach dem Muster von Boßlers Blumenlese (s. u.), aus der auch
einige der Texte entnommen zu sein schienen, ein empfindsames und ein
heiteres Rondo von Walther bzw. Müller, den beiden Liedkomponisten.
Beider Namen (Müller=Möller) sind auch in Boßlers Blumenlese vertreten,
so daß man unsere Liedersammlung einen Nachfahr der Blumenlese nennen
kann, die 1787 einging. Ist Walther etwa identisch mit dem Sohn des Bach=

freundes J. G. Walther, der (Joh. Chr. mit Vornamen) 1750 – 70 als Musikdirektor und Domorganist in Ulm wirkte? Ich bezweifle es fast. Über Müller (Möller) war nichts in Erfahrung zu bringen.

Die Druckausgabe von J. Fr. Reichardts „Liedern für die Jugend“ 1. Heft (1799) mit Dichtungen von Salis, Stollberg, Fr. Brun, Matthisson, Voss und Herder sei abschließend wenigstens erwähnt. Sie stammt auch aus Kochs Besitz.

2. Handschriftliche Liedüberlieferung.

Wichtiger noch als diese Liedersammlungen, unter denen sich immerhin vier Unica befinden, sind die handschriftlichen Liedbücher des J. C. Koch. Denn sie zeigen, was ein musikliebender Bürger in jenen beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in seinen Liedvorrat aufnahm, der ihm von vielen Seiten zuströmte. Sie enthalten das Mittelgut der Zeit. Das ist wichtig. Denn nicht die großen Genies prägen das Antlitz einer Epoche, sondern die mittleren und kleinen Meister. Und gerade sie sind in diesen Handschriften reichlich vertreten. Selten findet man den Musizervorrat einer Generation so eindeutig und lückenlos gespiegelt, wie gerade bei Koch.

Da ist zunächst ein schönes in Leder gebundenes „Music-Buch zum Clavier“ (Poss. Carl Koch), von uns M 1 genannt. Es scheint am Anfang seiner Musikübung zu stehen. Denn die ersten zwei Seiten enthalten eine kurze Zeichenlehre der Musik (Noten und Pausen), dann erstaunlicherweise Violin- und Violoncello-Fingersatz. Ergänzt wird diese sehr fragmentarische Grundunterweisung durch eine andere Hs. aus Kochs Besitz: „J. G. Portmanns Musikalischer Unterricht für Anfänger und Liebhaber der Musik, soviel sie von den ersten Gründen der Musik, Melodie, Harmonie, Metrum, Rhythmus u. s. w. verstehen müssen, um größere Fortschritte darinnen zu machen . . . Darmstadt und Speyer 1785.“ Die Vorlage war ein Druck, denn die Beispiele sind am Schluß im Druck beigegeben. Ein weiteres Übungsstück beginnt mit Oktaveneinteilung und Fingersatzübungen (kleinen Stücken). Doch wurde das Heft später (1870) von Ida Koch mit einem andern späteren Musikvorrat angefüllt. Ein weiteres theoretisches Unterweisungsbuch (offensichtlich in der Hs. seines Lehrers Willinger s. u.) enthält eine ausgeführte Generalbaßlehre mit ausgezeichneten bezifferten Beispielen (Sopranschlüssel im oberen System).

In M 1 folgen nun 3 leichte Menuette in der Art Bachs (Klavierbüchlein) oder Telemanns. Endlich das erste Lied: Der Abschied. „So fliehst du mich, du tugendhafte Seele“, das ebenfalls von Telemann oder Görner sein könnte. Neues Menuett mit Trio; dann ein Lied im Stile eines Siciliano (Allegro 6/8): „Hier ist das kleine Milchmädchen.“ Beide sind in der Melodiebildung italienisch beeinflusst. Die beiden Stücke, die nun folgen, sind in französischem Stil. Man könnte sie beide als Tanzlieder im Stile der Bourrée bezeichnen. „Wenn der Stein den Stahl berührt“ (Allegro) scheint mit der zweimaligen Zwischenanweisung „Er schlägt Feuer“ auf eine französische opéra comique zu deuten. Das zweite „Dans ce bois solitaire“ (nicht zu verwechseln mit Mozarts „Dans un bois solitaire“) hat gar französischen Text und die Vorschrift „tendrement“. Die nächsten Lieder sind deutschen Ursprungs. Von Zachariä stammt die Dichtung zu „Das schlafende Mädchen“ („Die Göttin süßer Freuden, die Nacht stieg aus dem Meer“, Fr. II 48). Das nächste mag aus einem Singspiel stammen:

„Die Wache ziehet schon vorbei, geht doch nach Haus, macht kein Geschrei“ (Tempo giusto). Mit einem „langsam und zärtlich“ zu singenden Liede „Echo du Freundin der zärtlichen Lieder“ endet diese Gruppe, die im obern System noch Diskant=Schlüssel hat.

Es folgen als geschlossene Gruppe die 15 Lieder von Kozeluch. (s. o.) Von nun an ist das obere System mit ♩ bezeichnet; dieser Teil der Aufzeichnung ist etwas jünger als der vorige. Eines der beliebtesten Lieder dieser beiden Jahrzehnte leitet die weitere Folge ein: Die Nachtigall und die Grasmücke (von J. P. Sattler). Wenn die beigegebene Melodie von Schönfeld ist (Lieder aus der „Iris“ Berlin 1778), so haben wir damit einen Ausgangspunkt für die Datierung. Das etwas später notierte Duett aus „Cosa rara“ bestätigt das: 1786 wurde die Oper von Martin in Wien uraufgeführt. Dagegen ist das zweite Lied „Am Grabe meines Vaters“ auf M. Claudius, schöne Dichtung ersichtlich von Zumsteeg (später wiederholt) und der Boßlerschen Blumenlese von 1784 entnommen, deren Exemplar sich zu guter letzt auch noch unter Kochs Musikalien gefunden hat. Hiermit ist ein spätestster Termin für die Niederschrift gegeben. Das dritte Lied „Ich habe viel gelitten in dieser schnöden Welt“ ist nach Wort und Ton unbekannter Herkunft. So wird es uns noch mit vielen Liedern gehen. Gerade dadurch sind diese Lied-Handschriften von so unschätzbare Bedeutung für die Geschichte des Liedes in der Goethezeit. Ein Unicum schließt diese Gruppe: die Arie „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“, als Wechselgesang mit neuer Melodie auf Baß und Sopran verteilt.

Im weiteren Verlauf wechseln wieder Lieder (die wir später verzeichnen) und Klavierstücke; der letzte Teil, der (wie der sog. „Walzer“ „Wer niemals einen Rausch gehabt“ zeigt) erst nach 1793 geschrieben sein kann, enthält nur noch Instrumentales. Darüber berichten wir gesondert. Ein kleines Quartheft ohne Signatur in der gleichen Schrift, aber flüchtiger geschrieben, scheint diesem Teil parallel zu gehen, aber, wie der Marsch „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd aufs Pferd“ zeigt, nicht vor 1797 zu setzen. An Liedern steht einzig das Rheinweinlied von Claudius und André ohne Text, nur zum Spielen und mit Fingersatz versehen, als Nr. 8 da. 1–7 sind verloren.

Das zweite Musikbuch (Titel fehlt, von uns M 2 genannt), scheint zunächst den ersten Teil von M 1 fortzusetzen. Es sind kleine Menuette, Arien (liedhafte Stücke) und andere Tänze im Stile Telemanns; die Überschrift des einen (Entrée du Déserteur) könnte auf Monsignys Opéra comique „Le déserteur“ (Erstaufführung 1769) hinweisen. Ähnlich taucht später (vgl. A 1) ein Tanz aus „Betrug durch Aberglaube“ von Dittersdorf (Urauff. 1786) auf. Aber auch das zweite Lied unserer Folge „Ich habe dir was anzutragen“ scheint ein Singspiel-Lied zu sein. — Mit einer kleinen Gruppe von Menuetten und Arien schließt der älteste Teil (Diskant=Schlüssel); mit einem flotten „Schleifer“ beginnt die Notation im ♩ . Sofort setzt eine Gruppe von Liedern ein. Aber auch später unterbrechen immer noch einmal kleine Gruppen von Instrumentaltänzen die Liedüberlieferung. Wir geben sie in der Reihenfolge der Hs.

Mit dem dritten „Music Buch zum Clavier“ (Innentitel s. Abb., von uns M 3 genannt), sind wir nun ganz in den Bereich derjenigen Hausmusik eingetreten, die durch Bosslers „Blumenlese für Klavierliebhaber“ (Speyer 1782–87) in ganz Südwestdeutschland verbreitet wird. Ein ganz bestimm-

Abb. 37

Abb. 33

ter Komponistenkreis wirkt hier; als wichtigste Namen seien Schmittbauer, Rosetti, Schubart, Junker, Reineck, Christmann, Köhler, Walther, Sulzer verzeichnet. Was der „Blumenlese“ die Besonderheit gibt, wirkt sich auch in Kochs Abschriften aus: jeder Komponist gab dort je ein Klavierstück und ein Lied. Koch trennt das wieder. Die Klavierstücke bilden den Anfang, die Lieder folgen. Im Mittelpunkt steht die herrliche kurze Kantate auf J. Chr. Bachs Tod von Schmittbauer (Bo 1782). Ich gebe das Verzeichnis der Lieder wie sie aufgeschrieben sind, da aus der Reihenfolge vielleicht noch Einiges zu entnehmen ist, mit Nachweis ihres Abdrucks bei Bossler. (s. Anhang)

Es ergibt sich, daß neben den Lieblingsliedern aus Kozeluchs Sammlung neue Komponistennamen wie Graf, Rosetti, Zumsteeg, Metzger (nach Fr. ein Pseudonym für Zumsteeg), Koch, Stubenvoll, Schubart, Walther, G. W. Fischer, G. C. Claudius auftauchen. Reichardt ist mit einem Lied von Karoline Rudolphi und einer Klopstock-Komposition vertreten (Schweigend sahe der Mai); dabei steht „Aus Reichardts Musikalischem Kunstmagazin“, das 1782 erschienen ist. Die übrigen Komponisten aber weisen auf Bosslers Blumenlese 1782 ff., besonders das entzückende Genrebild „Die Henne und der Truthahn“ von Schubart. Haydn ist mit 3 Liedern (s. o.) vertreten; Mozart mit einem, das ich nirgendwo in der Literatur gefunden und das ich deshalb mit allem Vorbehalt hier abdrucke: „Ich will dich nicht vergessen, geliebter Seelenfreund“.

Noch eine solche gemischte Sammlung hat Koch 1792 angelegt. Das „Notenbuch“ (M 4) beginnt mit einem Marsch und Sonatinen und Stücken von Pleyel. Ein unvollständiges Lied „An Chloe“ von Weber (vollständig in A 1) folgt, mit ihm ist der 1. Teil, der ersichtlich älter ist (1782?), zu Ende. Nun kommt die „Aria zum Singen beim Clavier. Johann Carl Koch 1792“: „Ein jedes Blümchen neigte sich“; Komponist unbekannt. (Es folgen die Lieder von Fränzl s. o.). Mit jenem Innentitel aber ist das neue Stichwort und das neue Datum gegeben. Die weiteren Musikbücher sind alle als „Arien zum Singen beim Clavier“ o. ä. betitelt. Wir beginnen darum mit einer neuen Bezeichnung. Ausgangspunkt ist die Sammlung A 1 „Aria zum Singen beim Clavier. Saarbrücken 6. 8. 1792“ (Inv. Nr. 2554); ihr entspricht als reine Textsammlung die „Arie zum Singen beim Clavier, 6. April 1792“ (A 1 a = Inv. Nr. 4073). Die nächste Sammlung „Arien zum Singen beim Clavier“ (2. 8. 1793) ist wiederum eine reine Textsammlung, darum als A 1 b bezeichnet. Abgeschlossen wird diese große Liederernte 1797 durch 2 Sammlungen mit gleichem Titel „Sammlung versch. Arien vor das Clavier“ (A 2 a und A 2 b). Hinzu rechnet noch die merkwürdige Gedicht- und Spruchsammlung „Nützliches Allerley“ von 1798 (Inv. Nr. 2549), die immerhin auch noch 6 Lieder mit Noten enthält.

Gesondert liegen noch 2 kleinere Sammlungen vor. Die erste, wohl ein Auszug aus Sturms und Rolles 60 auserlesenen Gesängen über die Werke Gottes in der Natur (1775), tritt durch die Hand des Schreibers und den Diskantschlüssel zu M 1 und A 1. Das kleine Notenbüchlein mit Generalbaßchorälen aber ist durch die Beischrift J. C. Koch 1795 in die Zwischenzeit zwischen die großen Liedersammlungen zu setzen. Da auch hier das Repertoire wichtig ist, geben wir ein kurzes Verzeichnis. 4 der Choräle sind von Ritter, einem Saarbrücker Musiker (s. u.) gesetzt.

Überschauen wir diesen Liedbestand, so heben sich aus A 1 einige Lieblings-

lieder unseres Musikfreundes heraus. Doppelt überliefert ist „Das Hüttchen“ von Gleim=Sterkel, das wir im Notenbeispiel wiedergeben. Ein anderes Lied von Sterkel „Alles liebt und paart sich wieder“ ist später fast zum Volkslied geworden. Webers Lied „An Chloe“ ist wieder vertreten und das reizende Liedchen „Die Grasmücke“. Besondere Beachtung verdient „Der Hirt in Bettelweiler“, denn es ist das einzige bodenständige Lied. Der in seinen Enjambements nicht gerade volkstümliche Text ist „von Schmidt aus Edelfangen“. Ist er auch der Komponist? Wir geben Text und Weise, in der Hoffnung, daß vielleicht noch eine weitere Überlieferung auftaucht. Unter den Texten (A 1 a) sind auch die beiden bekanntesten Lieder der Zeit, das Lied Hannchens aus dem Singspiel „Die Jagd“ von Hiller (1770), und des gleichen Komponisten „Ohne Lieb und ohne Wein“ aus dem Singspiel „Der Teufel ist los“ (1766). Dagegen sind die Texte von A 1 b mit Ausnahme derer von Klopstock und Schiller fast unbekannt. In A 2 a und A 2 b sind wenigstens einige Komponisten genannt. Der eine, C. Loehner, hat eine eigne Liedersammlung (Mannheim 1793) herausgegeben, ebenso der treffliche Joh. André, Goethes Musikfreund aus Offenbach. Andere wie Schmittbauer, Rosetti und Sterkel gehören dem Kreis der Speirer „Blumenlese“ an. Dagegen sind die Lieder aus Millers „Siegwart“ von J. F. L. Sievers in „Magdeburg Leipzig und Braunschweig 1779“ erschienen. Ebenfalls in Magdeburg (1796) sind G. S. C. Kallenbachs „Oden und Lieder“ erschienen. Prager und Stegmann sind als Komponisten im „Göttinger Musenalmanach“ vertreten (Fr. II 188). Der Radius der Liedüberlieferung ist erstaunlich weitgespannt.

3. Musik für das Tasteninstrument.

„Boßler's Blumenlese für Klavierliebhaber“ war eine „musikalische Wochenschrift“, die ihren Beziehern Gesang- und Klavierstücke von vorwiegend süddeutschen Komponisten bot. Sie ist dadurch berühmt geworden, daß der Herausgeber, der Hofrat Boßler in Speyer, den Mut hatte, im ersten Jahrgang 1782 ein Lied und ein Klavierrondo des 13jährigen Beethoven aufzunehmen, ebenso in den Jahrgang 1783 und 84. So machte es Boßler auch mit den anderen Komponisten; er druckte je ein Lied und ein Klavierstück. Wir sehen an Kochs Beispiel, daß die Liebhaber begierig danach griffen; hier war brauchbarer Sing- und Spielstoff für sie. Die Namen der Liederkomponisten bei Koch zeugten davon, daß er die „Blumenlese“ gekannt hat; bei einem Lied ist es sogar ausdrücklich vermerkt. Der Jahrgang 1784 war in seinem Besitz. Ein guter Zufall (und die Fürsorge des Komponisten Artur Schubert) hat uns außerdem den Jahrgang 1783 aus Saarbrücker Fürstenbesitz (Clara Petersholz) gerettet — ein Zeugnis mehr dafür, daß die Blumenlese, die 1784 und 1787 nochmals erschien, in Saarbrücken bekannt war. Darüber hinaus aber besaß unser Musikfreund Koch noch eine Fülle anderer Klaviermusik.

Da ist zunächst der Klavierpart der „6 Concerti pour le Clavecin, deux Violons et un Violoncello“ der Königin Charlotte von England gewidmet von J. Chr. Bach (op. 1). Der Schreiber ist J. G. Willinger; wir erkennen in seiner Handschrift die des ersten Lehrmeisters von J. C. Koch wieder. Bachs op. 1 erschien erstmals 1786 (?) im Druck; die Kantate auf seinen Tod 1782 haben wir oben erwähnt. Daß er in Südwestdeutschland und bis nach Saarbrücken bekannt war, verdankt er wohl seinem Aufenthalt

in Mannheim. Angebunden ist das Concerto (C-dur) pour le Clavecin avec accompagnement de Violin (sic!) et Basso di Zach. Der Komponist war 1745–56 Hofkapellmeister in Mainz. Das zweite Ms. von J. G. Willinger ist datiert und mit dem Besitzervermerk von C. Koch versehen. Es sind „Six Sonates pour le Clavecin accompagnées d'un Violon ou Flute Traversière, et d'un Violoncello“ von C. F. Abel (Amsterdam, 6. Hummel), der gleichen englischen Königin gewidmet. Wir erinnern uns, daß dieser letzte große Gambist und Kammermusiker jener Königin Partner J. Chr. Bachs 1765–82 in der Veranstaltung der großen Londoner Subskriptionskonzerte (Bach=Abel=Concerts) war. Angebunden sind 3 Divertimenti für Cembalo, Violine und Violoncell von Giovanni Theodoro (Joh. Theodor) Greiner (nach Eitner Violinist in der Stuttgarter Hofkapelle). Die dritte Handschrift (eines Anderen), auf dem Einbände als „Livre de Musique de Charles Koch à Saarbruck 1803“ bezeichnet, enthält ein Klavierquartett A-dur von J. F. Hoffmeister (Wien) und das Klaviertrio F-dur von Ignaz Pleyel (Paris). Das Pianoforte hat das Cembalo endgültig verdrängt. Zugleich ist der Name desjenigen Komponisten gefallen, der gerade in jenem Jahrzehnt den Markt und den Geschmack völlig beherrschte. Ignaz Pleyel, Schüler Wanhalls und Haydns, war nach seiner Rückkehr von einer Studienreise nach Italien 1789 Straßburger Münsterkapellmeister geworden. Wir treffen ihn später (1792) in London als Rivalen Haydns, 1795 in Paris als Musikverleger und Pianofortefabrikant.

Kein Wunder daher, daß wir Pleyel in den handschriftlichen Musikbüchern unseres Musikliebhabers J. C. Koch am reichsten vertreten finden. Da ist zunächst ein Klavierbuch, dessen 3 erste Seiten fehlen. Wir erkennen aber aus dem Vorhandenen, daß 6 Sonatinen von Pleyel den Anfang machen. Und auch am Ende stehen noch einmal 6 Sonatinen, wohl von Pleyel, ein älterer Bestand, da noch Cembalo beigeschrieben ist. So ist das Musikbuch anscheinend Sammelbecken für allerhand Musik aus der Anfangszeit Kochs. Zwischen beider Sammlungen und am Ende stehen Einzelsätze, Menuette, Allemanden, Walzer, Variationen; eine „Marcia del Regimento d'Orange“ und zwei Lieder: Sterkels „Hüttchen“ (ohne Text) und „Wir folgen dem schönsten Triebe“ (mit Text), dem wir oben schon begegneten. Daß kurz vor den Liedern Variationen über das „Thema das Glockenspiel aus der Zauberflöte von Mozart“ stehen, ermöglicht eine Datierung der jüngeren Teile des Musikbuches, das sich im ganzen etwa über die Jahre 1782–93 erstreckt. —

Ein zweites „Musikbuch zum Clavier. Carl Koch“ ist eine Sammlung von Einzelstücken, aus deren erster Folge 6 Allemanden hervorragen. Ein späteres „Menuetto von Hr. Beck“ ist wohl dem Frankfurter Musiker F. A. Beck zuzuschreiben, der in Goethes Vaterhaus musizierte. Dann folgen Christmann mit einem Rondeau, Mozart mit einem Menuett, wiederum 6 Allemanden und das Menuett aus der A-dur-Sonate von Mozart. Die Walzer, die den Abschluß bilden, sind späteren Datums und undeutend. Genau in der Mitte stehen 2 Lieder, Mozarts Vogelfänger und ein Pseudo-Mozartsches Lied „Vergiß mein nicht“, das von Schneider (Fr II 448) stammt.

Zum älteren Bestand gehören noch zwei handgeschriebene Sonatinenbände von Pleyel, die Carl Koch gehörten (ältere Schrift). Die vorhandenen Livres III und IV enthalten je 6 Sonaten, „arrangé par J. André“. Den Be-

mühungen desselben rührigen Komponisten und Verlegers in Offenbach, Goethes Jugendfreund, entstammen „Sonates tirées des meilleurs opéras français et arrangées pour le clavecin avec l'accompagnement d'un violon“. Das vorliegende Heft 2 enthält Melodien aus Gretry's „Zemire et Azor“. Ebenfalls aus Joh. André's Verlag stammen zwei gedruckte Sammlungen aus Koch's Besitz: Six Sonates pour le Clavecin ou Forte Piano par Mr. Ignace Pleyel (drei weitere Sonaten sind angebunden) und Deux Sonates pour le Clavecin ou Piano= Forte par Mr. Mozart (Oeuvre 47), angebunden eine Sonate (Oeuvre 50). Bleibt schließlich noch eine für Klavier fein säuberlich arrangierte Sinfonie von Pleyel. Beigeschrieben auf dem Titel ist: „Sarrebruck le 6me Thermidor l'an 10. Possessor Ch. Koch“. Also 1799! Die gleiche etwas spitzige Schrift führt uns auf eine für Saarbrücken wichtige Handschrift, die „Sammlung einiger Clavier Stücke, nicht von den allgemeinsten, zum Vergnügen der Music liebenden ausgesetzt von Adolph Friedrich Ritter in Saarbrücken 1798“.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diesen Musiker und vielleicht auch Organisten Ritter, dem wir bei den Generalbaßchorälen als Setzer begegneten, als den musikalischen Mentor Kochs in dessen späterer Zeit bezeichnen. Die Stücke selbst, 2 Menuette (alternativ), ein Rondo mit Minore 1 und 2 und einem „Gagay“ (wohl Gay=fröhlich) als Zwischensätzen, ein Andante, zwei alternierende Menuettpaare zum Schluß zeigen eine achtbare Technik; stilistisch sind sie der Wiener und süddeutschen Schule verpflichtet. Dafür ein letztes Zeugnis aus Carl Kochs Besitz. Es ist ein schmales Heft, das 2 bekannte Lieder, das Malborough=Lied und ein „Air de Lise penitente“ enthält und dann die wenig bekannten Roxolane=Variationen von Joseph Haydn „a Spire chez Bossler Conseiller“. Noch einmal tritt uns der Hofrat Boßler als Verleger und Vermittler entgegen.

Für den Historiker bleibt eine Frage offen. Hat die frühklassische Klaviermusik aus Norddeutschland, vor allem Ph. E. Bach, gar nicht in diese Gegend gewirkt, wo doch ihre Einwirkung bis nach Wien zu verspüren war? Die Antwort geben uns zwei Notenbücher, ein gedrucktes und ein handschriftliches, die aus dem Besitz der Familie Röchling stammen. Gedruckt sind Johann Philipp Kirnbergers Clavierübungen mit der Bachischen Applicatur in einer Folge von den leichtesten bis zu den schwersten Stücken; 2. Sammlung, Berlin 1762. Sie enthalten Stücke von Händel und Kirnberger mit dem Fingersatz der Bach'schen Schule. (Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang auch das schmale Druckheftchen mit Barthold Fritzen's Anweisung wie man Claviere, Clavecins und Orgeln . . . stimmen könne“, Leipzig 1757. Der Verfasser ist „Clavier-Instrumentenmacher“ in Braunschweig.)

Wichtiger ist das handschriftliche Klavierbuch, das die Aufschrift H. M. Röchling trägt. Es beginnt (die ersten Seiten fehlen) mit kleinen Stücken. Nach 2 Märschen, die dem Jenaer Studentenmarsch und des Regiments von Oranien ähneln, folgt ein Menuett aus einer Sonatine von Pleyel, ein Menuett von Rosetti und zwei Kontertänze von Ritter. Später werden noch Pleyel (Sonaten und Sonatenteile) und Ritter (Tänze) genannt. Eine Sinfonie „par Lachnitt“ weist auf einen begabten (Liebhaber=) Komponisten am Zweibrücker Hof hin, dessen Kompositionen auch in dem einzigartigen „Journal de littérature et de musique“ aus Zweibrücken stehen. Das oben erwähnte Notenbuch der Ida Koch enthält als erstes des älteren Bestandes eine „Sinfonie par Lachnitt“.

Genau in der Mitte des Notenbuchs ist aufgezeichnet

Bataille bey Prag = composé par Bach

Der Komponist ist kein geringerer als Ph. E. Bach; seine Komposition steht am Anfang der vielen Schlachtenmusiken, welche bis Beethovens „Schlacht bei Vittoria“ komponiert wurden. Es ist reine Programmusik auf dem Klavier, die da geboten wird. Bach war wohl nach Kuhnaus biblischen Sonaten der erste, der ein solches Schlachtgemälde musikalisch entwarf. Wesentlich ist freilich, daß man den Komponisten selbst dieses Stück spielen hören mußte, um den richtigen Eindruck zu erhalten. Der Abdruck der bloßen Anweisungen mag manchmal sogar komisch wirken. Aber das Merkwürdige ist, daß sich unter den Koch'schen Handschriften auch eine „Bataille“ ohne nähere Bezeichnung befindet. Sie ist für Cembalo bestimmt und kompositorisch nicht übel. Wir geben die Anweisungen aus beiden Kompositionen:

Bach: Trompeten — Pauken — die Husaren; Kanonade — Lauffeuer — geschwinde Schießen; Angriff des General Schwerin mit seinem Flügel — Hier fällt der General Schwerin — der König von Preußen ruft seine Soldaten aufs neue zum Angriff — Trompeten — Kanonen — Lauffeuer — geschwinde Schießen — Trompeten und Pauken zum Abmarsch.

Anonym (Koch): Marche — Maestoso con espressione (Kanonade) — Allegretto (Peloton=Feuer) — Maestoso (ganze Bataillon) — Peloton und Kanonenfeuer — Maestoso (Kanonen — ganze Bataillon) — Allegretto (Einheiten der Cavallerie — Siegestrompete) — Da Capo Marche.

Der nächste große Meister dieser Programm-Komposition war Abbé Georg Joseph Vogler, der in jener Zeit in Mannheim und München wirkte. Auf Konzertreisen spielte er Kompositionen dieser Art sogar auf der Orgel. Es ist ganz bezeichnend, daß das Röchling'sche Musikbuch auch eine Schlachtenmusik von Vogler enthält, die mit einer „Marche des Autrichiens“ beginnt. Leider ist von der Komposition nur die erste und letzte Seite vorhanden.

Diese Lücke nun schließt — uns sehr zu Dank — ein letztes Notenbuch aus Alt-Saarbrücker Besitz, das ich durch die Freundlichkeit von Frau Olga Richter-Neu (Saarbrücken) zur Hand bekam. Es stammt aus dem Besitz eines Vorfahren Wilhelm Zimmermann, der seit 1820 in Saarbrücken und Forbach als Musiklehrer wirkte und auf dem Schloß wohnte († 1844). Die Sammlung gedruckter Schlachtenmusiken setzt gerade in der uns beschäftigenden Zeit ein und reicht von 1793 — 1815. Hier das Verzeichnis (die Jahreszahlen sind von mir hinzugefügt, die Bestimmung für das Pianoforte weggelassen, die oft weitschweifigen Titel gekürzt. o. N. bedeutet: ohne Angabe eines Komponisten).

1. Bataille de Neerwinde (1793) o. N. A Worms chez Kreitner.
2. La Bataille d'Jena (1806) par Mr. F. A. de Miere. Bei B. Schott in Mainz.
3. Die Schlacht bei Leipzig (1813) ein charakteristisches Tongemälde. o. N. Bei B. Schott in Mainz.
Die großangelegte (17 S.) und musikalisch fesselnd durchgeführte Komposition ist wahrscheinlich von E. T. A. Hoffmann!
4. Bataille de Fleurus (1815), pièce militaire, par Mezger. A Worms chez G. Kreitner.

In diesem Stücke, das sehr einprägsam mit der nächtlichen Ruhe des Heeres beginnt, erklingt der Marsch der Österreicher von Vogler, den wir oben nannten. Das Stück schließt mit der Carmagnole und Siegesfanfaren.

5. Schlacht von Belle-Alliance (1815), Fantasie. o. N. Bei B. Schott in Mainz.
Dieses Stück zeigt den Übergang zu hohler Virtuosität. Dazu die (gedruckte) Zwischenbemerkung: „Wir verlassen jetzt auf einige Zeit die preußische Armee und wenden uns in Gedanken (!) zur englischen, welche von der vereinigten Macht Bonapartes auf das heftigste angegriffen wird.“
6. Triumphierender Einzug . . in Paris, im Juli 1815. Eine musikalische Skizze von Heinrich Linse. Bei B. Schott in Mainz.
Das trotz der vielen Märsche handwerklich schlecht gezimmerte Stück ist als großes Potpourri zu bezeichnen. Wie hoch steht über all diesen Kompositionen Beethovens trotz aller Äußerlichkeiten wohlgeformte „Schlacht bei Vittoria“ (1813)!

Wir haben uns weit von unserm Ausgangspunkt, dem trefflichen Saarbrücker Musikliebhaber J. C. Koch entfernt und kehren zu ihm zurück mit der Frage, ob die Musik in der Familie noch weiter gepflegt wurde. Zwei kurze Bemerkungen geben darüber Auskunft. In der Abschrift von Portmanns Musikalischem Unterricht (1785) steht als zweiter Besitzer=Vermerk: „Louis Koch, bey der 3ten Eskadron des kgl. pr. 9t Husarenregiments. Saarbrücken 1838. Zum Andenken für meinen Bruder Heinrich Koch.“ Und in dem seltsamen musikalischen und dichterischen Merkbüchlein „Nützliches Allerley“ steht unter dem Besitzervermerk C. Koch zunächst hinzugefügt „Im Jahre 1798“, und dann „Lud. Koch dessen Sohn im Jahre 1835 unter den preußischen Husaren“. Das Notenbuch M 4 trägt auf einer seiner Seiten die Beischrift: H. Koch 31. Oktober 1840. Das ist die jüngste der Zeitangaben. In den Jahren 1929–30 übergab ein Nachkomme der Besitzer, Ida Koch (s. o.) dem Saarland=Museum den wertvollen und in seiner Zusammensetzung einzigartigen Bestand. So blieben uns diese Dokumente Alt-Saarbrücker Hausmusik aus der Goethezeit erhalten.

Verzeichnis der Lieder

(Dichter und Komponisten sind verzeichnet, soweit sie in den Mss. genannt oder zu ermitteln waren. In letzterem Falle sind sie in Klammern gesetzt. Originalbemerkungen im Ms sind in Gänsefüßchen gesetzt. O. N. = ohne Namen; T = Text; Fink = Musikalischer Hausschatz (1842), Härtel = Deutsches Liederlexikon (1865), Böhme = Volkstümliche Lieder der Deutschen (1895).

Lieder aus M 1

Der Abschied. So fliehst du mich.
Hier ist das kleine Milchmädchen
Wenn der Stein den Stahl berührt
Dans ce bois solitaire
Das schlafende Mädchen. Die Göttin süßer Freuden. (Zachariä) — (F. A. Beck? Fr II 48)
Die Wache zieht schon vorbei
Echo, du Freundin der zärtlichen Lieder (Kozeluch)
Die Nachtigall und die Grasmücke. Ach Schwester. vgl. A 1 (hier ältere Melodie)
Friede sei um diesen Grabstein her. (Claudius) — (Zumsteeg) vgl. M 2
Ich habe viel gelitten in dieser schnöden Welt. vgl. Bossler 1784
Wie groß ist des Allmächtigen Güte (Sopran und Baß).
An den Mond. Was schauest du so hell und klar
Wenn die Nacht in stiller Ruh. (Stamford) — (Seckendorff. Böhme 382).
Ermunterung zur Freude. Wir wollen unser Leben lang. T A1a
Abendlandschaft. Goldner Schein deckt den Hain.
Auf Damons Wiederkunft. — So schafft die holde Frühlingssonne.

Lotte bei Werthers Grab. Ausgelitten hast du (Reitzenstein) — (Joh. André Fr II 552)
Einsiedlers Abendlied. Still und schauernd sitz ich hier. Michaelis — (André)

Lieder aus M 2.

Ich habe dir was anzutragen.
Ich weiß ein Gärtchen wonniglich. o. N. — Graf. T A1a
Könnt ich mein Liebchen kaufen. (Bürger) — Rosetti.
Der offenerzige Fischer. Sieh doch, sieh den Sturm erwachen.
Wilhelm und Röschen. Wenn der Abendröte Schimmer. o. N. — Kozeluch (s. d.)
Liebe, Liebe dacht ich oft im Stillen. T A1a
Am Grabe meines Vaters. Friede sei. (Claudius) — Zumsteeg (vgl. M 1)
Des Morgens. Da bist du ja. (M L and. Mel.)
Der Frühling. Erheitert Stirn und Aug, ihr Brüder. o. N. — Kozeluch (s. d.)
Der Vogelsteller. Die Lieb und unser Vogelfang. (Thümmel) — Kozeluch (s. d.)
Lieber Mond, du scheinst wieder. o. N. — Stubenvoll (vgl. Bossler)
Die Wahl. Die ich mir zum Mädchen wähle. (Uz) — Kozeluch (s. d.)
Die angenehme Henriette. Es sind nicht ungeprüfte Triebe. o. N. — Kozeluch (s. d.)
Geschwisterlied. Auf ihr Schwestern, auf ihr Brüder. o. N. — Metzger T A1a
Ich bin ein deutsches Mädchen. (Klopstock) — (Zumsteeg?)
Das eitle Mädchen. O wie viel gebricht. o. N. — Rosetti.
An ein kleines Mädchen. Tanze, liebe Kleine! Hüpf. o. N. — Rosetti. T A1a
Jost mit der Schelle. Für'n armen Jost. o. N. — Rosetti T A1a u. M L (and. Mel.) Bossler 1783
Aria. Alles schläft, nur silbern schallet. o. T. — Miller im „Siegwart“ — (Sivers). Böhme 363.
Die Landluft. Entfernt von Gram und Sorgen (Stahl — Haydn) A1a
Vergiß mein nicht, du Jüngling, den ich meine. o. N. — Ritter. A1a
O Jüngling, sei so ruchlos nicht. (Lessing) — (G. C. Claudius?) A1a (2x)
Ich will dich nicht vergessen, geliebter Seelenfreund. o. N. — Mozart.
Die Henne und der Truthahn. Es war einmal. Schubart. Bossler 1783.
Morgenlied eines Armen. Weckst du mich. (Hermes „Sophtens Reisen“) (André?)
Aria. Arm und klein ist meine Hütte. o. T. (Wagenseil — E. W. Wolf)
Schweigend sahe der Mai. (Klopstock) — (Reichardt). „Aus Reichardts Musikalischem Kunstmagazin“ (1782).
Elegie auf ein Landmädchen. Schwermutsvoll und dumpfig. T A1b (Hölty) — Walther (Bossler 1782)
Wenn im leichten Hirtenkleide (I. G. Jacobi) — o. N.
Lied einer Schäferin. O ich höre, wie beim Quell.
Wenn man mir ein Mädchen nennt. (Weisse — André?)
Cupido. Weißt du, mein kleines Mägdlein. (o. N.) — Haydn (1781/4)
An Iris. Ein Liedchen vom Lieben. (o. N.) — Haydn (1781)
Eine sehr gewöhnliche Geschichte. Philint stand jüngst. (Weisse) — Haydn (1781)
Ehelicher guter Morgen — Eheliche gute Nacht. Schubart — v. Dalberg, auch von Hurka komponiert.
Das Grab. Ruhig ist des Todes Schlummer.
Der Maimond = Abend in der Laube. Der Abend kommt mit Kühl und Ruh. o. N. — G. W. Fischer (1784?, Fr. I 297)
Trost für mancherlei Tränen. Warum sind der Tränen. (Claudius — Schulz) 1782
Der alte Landmann an seinen Sohn. Üb immer Treu und Redlichkeit. (Hölty) — (Christmann, Bossler 1784)
Abendlied eines ländlichen Greises. Komm, treues Weib. o. N. — G. W. Fischer (s. o.)
Bei einem herrlichen Morgenrot nach einer stürmischen Nacht. O wie schön, wie heiter.

An den Mond. Ich seh durch Tränenbäche. Hermes, Sophiens Reise (Fink Nr. 969)

Der Kirchhof. Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden. (Burmman) — (Fink Nr. 955)

Klagelied. Dir folgen meine Tränen. (Hermes, Miss F. Wilkes) — (André?)

Die bange Scheidestunde naht. (Miller, Sigwart?) — Siwers (s. o.)

Über den Wert des Lebens. Ja das Leben ist des Himmels Gnade. Karoline Rudolphi. — J. Fr. Reichardt.

Lied. Beschattet von der Pappelweide. Voss — J. A. P. Schultz (M L 242 Fink 61, aber 6/8).

Menschenglück. Es blühen Rosen hier auf Erden. Leipzig. Frauenzimmer-Almanach — G. C. Claudius (1786?) Fr II 122

Wiegenlied an mein Herz. Schlafe, süßes Herzchen. o. N. — G. C. Claudius. Ach so früh des Erdenlebens müde.

Echo lalle meine Lieder.

An das Veilchen. Geliebtes Veilchen, sei begrüßt.

Die Rose. Der Frühling wird uns bald entweichen. Uz — o. N.

An das Clavier. Erleichtre meine Sorgen. (Frl. v. Hagen) — Rolle

Der Herbst. Noch lacht die Lust der Fluren. o. N. — Rolle.

Das Clavier. Du Echo meiner Klagen. Zachariae — (Beck?)

An die Nachtigall. Eh du entweichst, geliebte Philomele. „Von Herrn Organist Wolf.“

Zephirs! parcourez ces prés. Hermes „Aus Fanny Wilkes“ — o. N.

Sehnsucht nach dem Frühling. Komm, lieber Mai (Overbeck) — Reichardt.

Mirtill se plaignant de sa belle. Hermes F. W. — o. N.

Bereite mich zum Schlummer, sanft klagendes Clavier. Hermes F. W. — o. N.

Hélas, cher Damon, je me sens vaincue. (Hermes?)

Lieder aus A 1 (u. A1a, durch T = Text bezeichnet)

Das Hüttchen. Gleim — Sterkel T

Hirtenlied. Frei von Sorgen. (Stamford) — Grosheim. T

Die Morgensonne. Sie kommt, die Morgensonne. T

Abendlied eines Hirten. Goldne Sonne. T

Auf das erste Blümchen. Sei von aller Mund geküsst. T

Auf ein Vergißmeinnicht. Ein goldnes Sternchen. o. N. — Türk T

Wohl mir, gepriesen sei mein Stand. Genauer Titel: Der Kaufmann. (Aus: Der Wettstreit verschiedener Stände.) Claudius — o. N.

Ihren Hirten zu erwarten. Unbk. — (Rheineck?)

Andenken an Elisen. Um die ich einsam klage, o. N. — Fränzel T. Nicht in der obengen. Slg.

Das Lamm. Wie nah, du armes Lämmchen du. Weiße — Rosetti

Das Veilchen. Blühe liebes Veilchen. (Overbeck) — (Walther?)

Der Landmann an die Nachtigall. Kommst spät, du liebe N. T

Sieh, doch Kleiner diese Perle. Krauseneck — Reichardt T

Lied einer Schnitterin. Laß dich schneiden. (Am Bühl) — (Reichardt) T

Romance. Es war einmal ein Mädchen. Schubart — o. N. T

An Chloe. Holdes Mädchen, unser Leben. (Jakobi) — Weber T

Der Hirt im Bettelweiler. Ich Michel Carl Sebastian. s. o. T

Alles liebt und paart sich wieder. W. G. Becker — (Sterkel) T so Härtel und Böhme.

Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen (Pfeffel o. N.) nicht die bekannte Melodie.

Das Gemälde. Freund! mit schöpferischen Händen. o. N. — Dressler (Fr. I 185) T

Kinderliedchen. Wenn ich fleißig bin und lerne. o. N. — Ritter T

Hier steh ich unter Gottes Himmel. T

Die Grasmücke. Ach Schwester, die du. (Sattler) — (Schönfeld) T (u. M. 1)

Die Unschuld. Als die Erde zu begrüßen.
Abendlied. Der Mond ist aufgegangen. (Claudius) — (Reichardt?)

Texte aus A 1 a, zu denen Mel. nicht vorhanden sind.

Als ich auf meiner Bleiche (Weisse — Hiller)
Morgenlied. Auf, Brüder auf. K. Rudolphi.
Kriegslied — Ein Schwert des Herrn und Gideon (Schubart?)
Es lebe Franz, so rief man heut am Tage (Schubart?)
Ohne Lieb und ohne Wein (Weisse — Hiller)
Als Unschuld noch der Menschen Schritte führte.
Sanftes Clavier (Schubart)
Aria. Wär nur mein Wilhelm jetzt noch frei.
Spinnerlied. Hurre, hurre, hurre. Bürger.
Auf das neue Jahr. Willkommen neues Sonnenlicht.

Texte aus A 1 b, zu denen Mel. nicht vorhanden sind.

Malchens Loblied auf den Zucker. Engelschall.
Lied. Ich ging unter Erlen. Stolberg.
An Lilla. Ja Lilla bist doch wieder gut. Fr. Schmidt.
Der angenehme Jüngling. Wie war ich sonst so sorgenfrei. „von Ung(enannt?)“
An Lottchen. Wie die junge Frühlingsrose. „v. W.“
Die zu späte Ankunft der Mutter.
Beschattet von blühenden Ästen. (Weisse — Haydn 1781)
An die Freude. Freude schöner Götterfunken. Schiller.
Die Auferstehung. Auferstehn, ja auferstehn. Klopstock.
Der Mond. Wie süß und freundlich lacht — Weisses.
Soldatenlied eines Deutschen. Es lebe der Soldatenstand. Schubart.
Winterlied. Kein Veilchen blüht. Lie—au (=Liebau Fr. II 506) — (André 1790)
An einem Bach. Sanfter Bach, der hier unter Sträuchen. Weisses.

Lieder aus A 2 a

Lied eines Leidenden. Rings um mich ist alles stille. „Von C. Loehner“
Ein Traum. O Traum, der mich entzückt. dto.
Töffel. Da komm' ich her bei stiller Nacht. André.
Der Blick der Liebe. War das nicht ein Blick der Liebe. (Miller, Siegwart) — André (1779)
Bei meiner Trennung von Lotten: Du fliehst, umringt von Schmerzen. (Miller?)
— „Siefert“ (Sivers? Fr. II 279)
Der Vorwurf. Bestimmt nur Tränen zu vergießen „Siefert“.

Lieder aus A 2 b

Stutzer Tändelei. Freund Amor, kannst du machen. o. N. — Weber.
Der Vorwitz, das Künftige zu wissen. Gütig hüllt in Finsternissen. o. N. — Schmittbauer.
Drescherlied. Klipp und klapp. (Voss) — Schulz.
Lied zur Weinlese. Winzermütter, leert die Fässer. o. N. — Stegmann (M L 422)
An Ida am Neujahrmorgen — Rot und gülden fährt die Sonne.
An die Rosen. Die ihr um meine Schläfe glühet.
Der Sonderling. Baut stolze Schlösser in die Luft. o. N. — C. F. Prager.
An das Clavier. Mit stillem Kummer in der Brust. (Ph. Gatterer) — Dr. Weiss (1779)
Arie aus der Nina. Wenn der Herzgeliebte erscheint. o. N. — Sterkel.
Eins nur, Daphne, Seelengröße.
Wo durch dunkle Buchengänge.
Clairfaits Sieg über die Franken. Auf auf, ihr Brüder, dankt dem Held.
Aus der Oper „Der Schlaftrunkene“. Ich saß im Mondenscheine. o. N.
Kallenbach.
Weiß Gott wie ich verändert bin. Sophie Albrecht (1781) — o. N.

Der törichte Wunsch. O daß ich nicht ein Vogel bin. Weisse — Köhler.
 Lied eines Bauernknaben. Ich bin ein flinker Bauernjung.
 Minnelied. Kommt des schönen Maien . . . euch zu freuen. „von D. W.“ — o. N.
 Auch die Sprödeste der Schönen. Haydn.
 Ich saß im dunklen Buchenhain.
 An Mutter Natur. Mutter ist ein süßes Lied: „G. J.“ (Jacobi) — Rosetti.
 Der Zufriedene. Meine Wünsche sind gestillt. Gleim — Rosetti.
 Ach Herr Pater mein (unvollst.)
 Freut euch des Lebens, arrangé par Koch (!)

Lieder aus M 3

Der Bauernknabe, als er den Knaben Carl erblickte. Wie Carlchen krank. „Aus der Blumenlese“ (1782) o. N. — Schmittbauer.
 Bild der Wollust. Jüngling, kämpfe ritterlich. o. N. — Köhler.
 Ernte-Lied. Sichel(n) schallen. (Hölty) — Junker.
 An einen Kanarienvogel. Du bist zu beneiden. o. N. — Rheineck.
 Lied eines Mädchens an einem schönen Sommerabend. o. N. — Eilenstein.
 Gott im Ungewitter. Du Schrecklicher!
 Sommerlied eines schwäbischen Bauern. Ihr Kinder, früh ins Feld hinaus. Schubart.
 Auf den Tod des großen Bachs in London. Hülle dich. o. N. — Schmittbauer.
 An die Freude. Göttin, die du im Geleite. o. N. — Köhler.
 Ein kleines Unrecht. Meinen Vetter Christian. o. N. — Köhler.
 An den ersten Jenner. Am süßtönenden Klavier. o. N. — Schmittbauer.
 Der Schmetterling. Es war einmal ein hübsches Ding. o. N. — Christmann.
 Das Klavier. Süß ertönendes Klavier. (Weisse) — Rosetti.
 Röschen. Mein trautes Röschen, letzten Mai. o. N. — Kellner.
 Das Vertrauen auf Gott. Gott unter deinen Schutz. o. N. — Schmittbauer.
 Lob des Höchsten. Zu Zions Höhen hin. o. N. — Rosetti.
 Der frohe Bauer. Nun nenn ich schon ein ganzes Jahr. o. N. — Sulzer.
 Lied eines vergnügten Bauernpüschgens. Ihr Junker mit den Federhüten.
 Der glückliche Bauer. Ich bin nicht König, aber froh. o. N. — Christmann.
 An einen Freund im Mai. Da lächelt nun wieder. o. N. — Köhler.
 Mailied. Willkommen, lieber schöner Mai (Hölty) — Christmann.
 Lob der Unschuld. Du der Unschuld süße Ruh. o. N. — Schmittbauer.

Nachtrag 1. Lieder aus dem „Nützlichen Allerley“ (mit Noten)

Genau geprüft, erhabner als die Liebe.
 Wir folgen dem schönsten der Triebe (Blumauer) — o. N.
 Das beste Mädchen. Herrlich, feierlich und schön. o. N. — Schmittbauer.
 Ballade. Der kalte wilde Regen goß. o. N. — Sterkel.
 Seid mir begrüßt, ihr schauervollen Gründe.

Nachtrag 2. Lieder aus M 4.

An Chloe. Holdes Mädchen, unser Leben. o. N. — Weber (unvollst., vgl. A 1).
 Ein jedes Blümchen neigte sich.

Nachtrag 3. Verzeichnis der Choräle.

Was Gott tut, das ist wohlgetan
 Gottes väterlich Gemüte
 Gott sei Dank in aller Welt
 Liebster Jesu, wir sind hier
 Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
 Hast du denn Jesu, dein Angesicht gänzlich
 Auf meinen lieben Gott
 Unser Vater im Himmelreich
 Ach was soll ich Sünder machen

Herr ich habe mißgehandelt
 Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen
 Sieh, hier bin ich Ehrenkönig
 Meine Hoffnung stehet feste
 Auf diesen Tag bedenken wir
 Gott, du frommer Gott
 Wie groß ist des Allmächtigen Güte
 In dich hab ich gehoffet, Herr
 Ich dank dir schon
 Kommt, laßt uns Jesum sterben
 Sei Lob und Ehr dem Höchsten
 Mein Heiland nimmt die Sünder an
 Komm, o komm, du Geist des Lebens
 O Jesu Christ, dein Kripplein (par Ritter)
 (Von hier an 4stimmig). Meine Hoffnung stehet (par Ritter),
 Macht, Kraft und Stärke (par Ritter), Erleucht mich Herr mein Licht (par Ritter).
 (In losem Anhang weitere 17 Choräle, davon Nr. 2 „Nach einer Prüfung
 kurzer Tage“ 4stimmig ausgesetzt (Ritter?))

HEINRICH LEMPFRID (1854—1922)

ein Geschichtsforscher des Saargemünder Landes

Beitrag zur lothringischen Geschichtsschreibung

VON HENRI HIEGEL

Von 1870 bis zur Wende des 19. Jahrhunderts ist eine stattliche Reihe wertvoller Arbeiten über die Vergangenheit Saargemünds und seiner Umgebung aus der Feder einheimischer oder fremder Forscher erschienen. Nicolas Box (geb. 1817 in Remeringen bei Püttlingen, gest. 1901 in Diedenhofen), Direktor der hiesigen Höheren Knabenschule von 1852 bis 1868, veröffentlichte 1885 in den „Mémoires de l'Académie de Metz“ (1) seine interessante Arbeit „Etymologie de Sarreguemines, déduite de la situation topographique entre Steinbach et Rilching“ und von 1892 an die in geographischer Hinsicht immer noch nützliche Hauptstudie „Notice sur les Pays de la Sarre, et en particulier sur Sarreguemines“ (2). Der Steingutreisende Auguste Thomire gab 1887 die höchst lobenswerte Dokumentensammlung. „Notices historiques sur Sarreguemines (706—1815)“ heraus (3). Zu gleicher Zeit stellte der Plüschfabrikant Emile Huber (1838—1909) archäologische Forschungen in der Umgebung von Saargemünd an, so z. B. auf dem Herapel bei Kochern und in Ruhlingen, und veröffentlichte in französischer Sprache deren reiche Ergebnisse (4). Zu diesen Geschichts- und Altertumsforschern gehörte auch der Altdeutsche Heinrich Lempfrid, dessen Arbeiten über Saargemünd heute noch von größter Bedeutung sind, von dem aber wenige unserer Mitbürger etwas wissen dürften! Es erscheint daher angebracht, sein Leben und Wirken hier zur Darstellung zu bringen.

Heinrich Lempfrids Wirken als Lehrer

Abb. 16 Heinrich Franz Nikolaus Lempfrid wurde geboren am 7. Juli 1854 zu Waldbrühl (Rheinland) als ältestes von 7 Kindern des katholischen Rentmeisters Kornelius Lempfrid. Sein Großvater Franz Joseph Lempfrid (1773—1836)

aus Sulz war in der großen französischen Revolution aus der elsässischen Heimat unter Verlust des gesamten Vermögens ausgewandert und hatte die Familie ins Rheinland verpflanzt. Eine Catherine Lempfrid, Witwe des Charles Magaty, aus Burrweiler bei Landau, wurde als Emigrantin angesehen und erst am 1. Oktober 1801 von der Emigrantenliste gestrichen (6). Die Familie ist auch in Lothringen damals vertreten: Louis Lempfrid, Sohn des Christian, aus Burrweiler, heiratete in St. Avold 1724 Agathe Richard und war 1726 dort Färbermeister.

Wenn auch die Erinnerungen an den schönen Geburtsort nie ganz verklungen, so galt Lempfrid Köln, wo er das Apostelgymnasium besuchte, als die Stadt seiner Jugend. Die Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit, schreibt Oberregierungsrat Karl *Pöhlmann* in Zweibrücken, der ihm sehr nahe stand, traten dort dem jungen Gymnasiasten auf Schritt und Tritt entgegen und weckten in seinem empfänglichen Geist den Sinn für Geschichte und Kunst. Das benachbarte Bonn sah ihn zuerst als Studenten. Von dort wandte er sich nach München und besuchte dann gemeinsam mit mehreren Kölner Freunden die Universität Straßburg. Neben seinen philologischen Berufsstudien (alte Sprachen und Geschichte) wandte er seine Aufmerksamkeit der Kunstgeschichte zu und nahm besonders an den anregenden Vorlesungen des Universitätsprofessors Franz-Xaver *Kraus* über elsäß-lothringische Kunst und Geschichte teil.

Nach bestandenem Staatsexamen trat er 1878 in den höheren Schuldienst des Reichslandes Elsaß-Lothringen ein. Das Probejahr legte er in Hagenau ab, dann war er als Lehrer in Buchweiler tätig und wurde 1880 als Oberlehrer nach Saargemünd berufen. Hier gründete er am 16. Mai 1885 ein eigenes Heim, indem er sich mit Anna-Maria Molitor, einer Tochter des Zweibrücker Geschichtsforschers und Oberlandgerichtsrates Ludwig Molitor (1817–1890) vermählte (7). Im Jahre 1894 wurde er sodann zum Direktor des Progymnasiums in Thann (Elsaß) und 1910 zum Leiter des mit einer Realschule verbundenen Gymnasiums in Hagenau (332 Schüler und 22 Lehrer im Jahre 1912) berufen, wo er bis 1918 wirkte.

In seinem Berufe erzielte er dank seiner umfassenden und gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der klassischen Sprachen und der Geschichte und durch seine anregende und geistesfrische Lehrweise sichere Erfolge im Unterricht und war als Anstaltsleiter ein gewissenhafter und zuverlässiger Mitarbeiter und Berater des Lehrerkollegiums.

Über seine berufliche Tätigkeit in Saargemünd liegen einige Zeugnisse im Stadtarchiv vor (8). Direktor Hermann *Derichsweiler*, der 1901 in Wiesbaden eine vortreffliche Geschichte Lothringens („Der tausendjährige Kampf um die Westmark“, 2 Bände) herausgab, beurteilte ihn 1882/83 als einen frischen und anregenden Pädagogen, der die Klasse fest in der Hand habe, 1884 als ordentlichen Lehrer, der mit gutem Erfolg arbeite, und 1885 als eine tüchtige Kraft. Direktor Arthur Francke schrieb über ihn am 15. Januar 1886: „Eine geistig und sittlich feine, organisierte Persönlichkeit. Im Verkehr mit den Schülern sanft und wohlwollend, aber fest im Unterricht, anregend und erfolgreich; er beschäftigt sich viel mit Lokalgeschichte und studiert die romanisch-gothischen Denkmäler des Landes“. Am 6. Februar 1887 berichtete der gleiche Direktor, daß sich Lempfrid den bitteren Haß des hiesigen Landgerichtsrates Stäckel zugezogen habe, der ihn immerfort beschuldige, seine Söhne aus Abneigung gegen den Vater hart

zu behandeln. Leider ließ sich nun Francke von Stäckel beeinflussen, so daß die bis 1892 ausgestellten Zeugnisse ungünstig ausfielen: „Er besitzt“, lautete der Bericht vom 5. 1. 1889, „von allen Lehrern des Gymnasiums das beste Prüfungszeugnis und ist auch in der Praxis nicht ohne Geschick. Es hat sich seiner aber eine krankhafte Sucht nach literarischen Auszeichnungen bemächtigt. Seitdem er im Herbst 1887 in den Programmabhandlungen die „Deutschordenskomturei Metz“ herausgegeben, hat sich in allmählicher Steigerung eine krankhafte Sucht nach literarischen Auszeichnungen seiner bemächtigt. Mit Vorliebe sucht er nach den Ruinen und den verschollenen Dörfern des Mittelalters, aber seine Recherchen in Metz waren bisher erfolglos gewesen. Dieses rastlose Sturmlaufen zu dem Ziele hat eine Verstimmung seines Nervensystems herbeigeführt“. Auf Grund des Berichtes mußte sich Lempfrid mehrwöchigen medizinischen Behandlungen in Zweibrücken unterziehen. „Die Überreizung tritt auch in seinem Unterricht zu Tage, der an Härte und Überstürzung leidet und von ungebührlichen Ausbrüchen des Unwillens unterbrochen wird, so daß die bisherige Beliebtheit des Lehrers ins Schwanken gerät“. — Aber schon am 1. Juni 1891 muß Direktor Francke den Erfolg der historischen Recherchen Lempfrids anerkennen: „Seine Vorliebe für Altertümer führte im verflossenen Jahre zu einem überraschenden Erfolge. Es war ihm aufgefallen, daß ein zu der Gemarkung Ruhlingen gehöriges Feld seit längerer Zeit sich als eine ziemlich ergiebige Fundstätte römischer Münzen und sonstiger Altertümer erwiesen hatte. Dieser Umstand, sowie der alte Flurname „Heidenhäuser“, bestimmten ihn, den wohlhabenden Fabrikbesitzer Emil Huber hierselbst zu Nachgrabungen zu veranlassen. Diese Arbeiten, welche Lempfrid persönlich leitete, führten zur Entdeckung der Überreste einer umfangreichen römischen Villa. Lempfrid hat über diese Entdeckung sowohl in Metz wie auch hier Vorträge gehalten.“

Direktor Paul Harre berichtete das Vorurteil seines Vorgängers ganz und gar, wenn er unter dem 1. 1. 1893 schrieb: „Von einer krankhaften Sucht nach literarischer Auszeichnung und einer Überreizung des Nervensystems, die auch im Unterricht zutage trete, habe ich nichts bemerken können. L. ist ein geschätzter Lehrer, der sich auch außerhalb der Schulzeit in rühmlicher Weise (natürlich unentgeltlich) mit zurückgebliebenen Schülern beschäftigt“.

Zur Vervollständigung seiner Kenntnisse in der Kunstgeschichte hatte Lempfrid vom 1. Oktober bis 10. November 1891 eine Studienreise nach Italien unternommen.

Im Dienste der lothringischen Geschichtsforschung (1880–1894)

Als H. Lempfrid 1878 in die Heimat seiner Ahnen zurückkehrte, wollte er Land und Leute kennenlernen, sich in die wiedergefundene Heimat gänzlich einleben. Dieser achtbare Wunsch mag ihn wohl besonders bewogen haben, seine Freizeit dem schwierigen, aber verdienstvollen Studium der Landesgeschichte zu widmen.

Als Oberlehrer in Saargemünd hat er sich um die *Erhaltung der Gemeindearchive* sehr verdient gemacht, nachdem er am 1. 2. 1888 zum Stadtarchivar berufen worden war. Die Stadtarchive waren nach dem französischen Doppelbuchstabenverfahren von 1858 klassiert, so z. B. ruhten die Doku-

mente über die Freiheiten unter A.A., die Militärakten unter E.E. — Lempfrid reorganisierte in vorbildlicher Weise die ihm anvertrauten Gemeindearchive nach dem neuesten deutschen System, das der Kolmarer Archivar, A. Pfannenschmitt, in den Arbeiten „Das Archivwesen in Elsaß-Lothringen“ (Leipzig 1885) und „Über Ordnung und Inventarisierung der Gemeindearchive“ (in: Archivalische Zeitschrift, Bd. VIII und IX, Separatdruck, München 1885) dargelegt hatte. Die Serie A umfaßt die Freiheits- und Gerichtsakten, die Serie C die Dokumente betr. die Stadtfinanzen, die Serie G diejenigen zur Kirchengeschichte. In jeder Serie werden die Dokumente je nach ihrem Inhalt wieder in Unterabteilungen zerlegt. So hat Lempfrid das Urkundenbuch der Stadt unter A 1, die Akten betr. die Verleihung des Siegelrechts unter A 3, die Beglaubigungsschreiben des Holz- und Eckerrechts unter A 10 klassiert. Nach dieser mühevollen Arbeit legte er ein sorgfältiges handschriftliches Inventar der geordneten Urkunden bis 1790 an. Dieses erleichtert in vortrefflicher Weise die Nachforschungen und erschwert das Abhandenkommen der Dokumente. Außerdem hat Lempfrid unter J 13=15 ein in Regestenform angelegtes zusammenfassendes Verzeichnis aller alten Urkunden hinterlassen. Nun waren im 19. Jahrhundert zahlreiche Dokumente verschwunden. Er gab sich die größten Mühen, sie wieder aufzufinden und dem Stadtarchiv einzuverleiben. So fand er am 13. Oktober 1888 im Bezirksarchiv zu Metz 32 Aktenstücke, die vom Gerichtsrat Jules Thilloz 1870 hinterlegt waren, sowie 3 Stadtpläne und besonders das kostbare Urkundenbuch der Stadt. Diesem von dem Gemeindeschreiber Jean-Jacques Roth um 1760 mit 132 Seiten angelegten Urkundenbuche gab Lempfrid ein Vorwort (S. V–VII), ein Inventar der Dokumente (S. VIII–XXIV) und ein Orts- und Personenregister bei (S. XXVI–XLII–XLIX). Das Vorwort enthält einen kurzen Überblick über die Geschichte der Stadtarchive und eine Lebensbeschreibung des Verfassers der Urkundensammlung. Lempfrids Arbeit wandte sich aber auch der Vervollständigung der Archive zu. So hat er unter J 16 ein reichhaltiges Verzeichnis der Saargemünder Dokumente angelegt, die sich in anderen Archiven befinden; es sind die wertvollen „Saargemünder Regesten“ der Urkunden, die in den Staatsarchiven Koblenz, Darmstadt und Luxemburg sowie in der Metzger Stadtbibliothek lagern. Mit Unterstützung des Bürgermeisters Freudenfeld und des Bezirksarchivars Wolfram ließ er am 19. 3. 1891 eine Abschrift der Ortsgebräuche Saargemünds aus dem Jahre 1865 nach dem Original zu Metz verfertigen (9). Somit hatte, wie die „Saargemünder Zeitung“ vom 9. Juli 1892 feststellte, die Stadt Saargemünd ein übersichtliches Stadtarchiv. Mit berechtigtem Stolz schrieb Lempfrid am 21. 3. 1892: „Im großen und ganzen kann die Ordnung der Archivbestände aus der Zeit vor 1789 als abgeschlossen gelten, und die Stadt darf Anspruch erheben auf die Anerkennung, das bestgeordnete Archiv von allen lothringischen Städten (Metz nicht ausgenommen) zu besitzen. An Reichhaltigkeit, an geschichtlich und kulturgeschichtlich bedeutungsvollen Stücken wird es kaum von einem andern Archiv der lothringischen Landstädte übertroffen“.

Leider mußte Lempfrid schon am 9. April 1892 aus verschiedenen Gründen (Unzulänglichkeit der Stundenentschädigung, Einengung seiner Befugnisse, schikanöse Behandlung durch die Archivkommission, Verwandlung des Archivraumes in eine Rumpelkammer) seine Demission einreichen: „Von heute ab wird meine Stellung zum Stadtarchiv die eines Benutzers werden.

Wollte ich versichern, daß mir dieser Übergang leicht wird, würde ich die Unwahrheit sagen“.

Gymnasiallehrer Lempfrid war Mitbegründer der „Gesellschaft für lothr. Geschichte und Altertumskunde“, welche der Bezirkspräsident von Lothringen, Freiherr v. Hammerstein, und der Bezirksdirektor Georg Wolfram am 13. Oktober 1888 an Stelle der eingegangenen „Société d'Archéologie et d'Histoire de la Moselle“ erstehen ließen. Als Mitglied des Vorstandes brachte er verschiedene Anträge und Wünsche bei der Leitung der Gesellschaft vor. Er muß eine gewichtige Rolle im Werdegang des jungen Vereins gespielt haben. Als er 1894 Lothringen verließ, ernannte ihn der Vorstand zum Ehrenmitglied der Gesellschaft. Eine Saargemünder Sektion dieses Vereins war von ihm am 31. Oktober 1892 gegründet worden.

Lempfrid war auch Schriftführer des Vogesenklubs von 1883–1888, dann Vorsitzender der Sektion bis 1891. Er erfreute und belehrte die Mitglieder mit folgenden Vorträgen: 1882 „Geschichte der Frauenburg“, 1883 „Johann Braubach, Schloßhauptmann von Saargemünd“, 1884 „Die Herren von Bliesbrücken“, 1885 „Die alten Kapellen zu Folpersweiler und Bliesebersingen“, 1886 „Geschichte von Insmingen und der Kirche von Münster in Lothringen“, 1887 „Bauernrevolte im Amte Saargemünd 1525“, 1888 „Verschwundene lothringische Orte“, Teufelsglauben und Hexenverfolgungen in Deutschlothringen“, 1889 „Zur Erinnerung an Dr. Moser (bayerischer Oberstabsarzt, Vorsitzender des Vogesenklubs 1883/87)“, „Herrschaft Bitsch in Hohenzollernscher Pfandschaft (1592–1606)“, 1890 „Der Saargemünd-Welferdinger Weidestreit (1590–1712)“, 1891 „Hubers Ausgrabungen bei Ruhlingen“, 1892 „Das Archiv der Stadt Saargemünd“, 1893 „Geschichte der Saargemünder Sektion des Vogesenklubs“. Auch leitete er manche Ausflüge des Klubs, u. a. 1893 nach Zettingen, dem Zwölf=Apostel=Stein und Mutterhausen (10).

Lempfrid war auch ein eifriges Mitglied des „Historischen Vereins für die Saargegend“. Der Vereinsbericht von 1881–1908 erwähnt von seinen Vorträgen: 1881 „Die Kreuzigungsgruppe auf dem alten Kirchhofe zu Saarbrücken“, 1882 „Der Bauernkrieg in der Saargegend“, 1884 „Die Niederlassung des Deutschen Ordens bei Saarbrücken“, 1886 „Die Jerusalem-Fahrt des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken (1485/90)“, 1890 „Die Meierei Zettingen“ (11).

Lempfrids schriftstellerisches Wirken in Lothringen.

Während seiner Tätigkeit als Oberlehrer am Gymnasium in Saargemünd veröffentlichte er folgende historische Arbeiten:

1886:

Die Reise des Grafen Ludwig von Saarbrücken nach dem hl. Land (Saarbrücker Zeitung, Nr. 254) — St. Stefanstag vor Zeiten (a. a. O. 28. 12.)

1887:

Die Deutschordenskomturei Metz, Saargemünd, 48 S., als Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Saargemünd und Vereinsgabe des Historischen Vereins für die Saargegend. — Zur Erinnerung an den Bildhauer Jean-Martin Renaud (1740–1821) aus Saargemünd. Saargemünder Zeitung, 5. 8. 1.) — Beamten- und Bürgereide des St. Amarinthales (Jahrbuch des

Vogesenklubs III, S. 65–76) – Färberordnung des Bistums Straßburg und der Grafschaft Lichtenberg (a. a. O. III, S. 81–90).

1888:

Verschwundene lothringische Orte (Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, herausgegeben vom Vogesenklub, IV, Straßburg, S. 83–100. – Philipp von Vigneuilles Aachenfahrt im Jahre 1510, Saargemünd, Verlag E. Schmitt, 30 S. – Das Asylrecht des Metzzer Domes (Metzzer Dombaubleit, S. 19–29), auch französisch: Le droit d'asile de la Cathédrale. – Witterungsnachrichten aus der Ruhlinger Dorfchronik (Saargemünder Zeitung, 20. 8.) – Dr. Anton Moser (a. a. O., 14. 15. 12.)

1889:

Der Weidestreit zwischen der Stadt Saargemünd und der Gemeinde Wölferdingen in den Jahren 1590–1707 (Saargemünder Zeitung, 10. 9.)

1890:

Meier, Heimmeier und Schöffen der Stadt Saargemünd bis zum Jahre 1722, Saargemünd, Verlag E. Maurer, 22 S. (Sonderabdruck aus: Rechnung und Rechenschaftsbericht für 1888/89) – Die ehemalige Deutschordenskapelle in Hundlingen (Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, Metz, 1890 S. 142–151 und Sonderdruck).

1892:

Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Bitsch 1570–1606 (a. a. O., Metz, 1892 I, S. 1–53).

1893:

Über Levy's Herbitzheim (Metzger Presse).

Außerdem hat H. Lempfrid an verschiedenen geschichtlichen und volkskundlichen Sammelwerken mitgearbeitet. Zunächst hat er wertvolle Beiträge zum Werke seines Straßburger Lehrers Fr. X. Kraus „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen“ geliefert. Mit dem Namen des Geistlichen Kraus, der 1892 als Professor der Kunstgeschichte an die Universität Straßburg berufen wurde, ist der Ruhm und Glanz einer großen und grundlegenden Leistung verbunden, die höchste Bewunderung und Anerkennung verdient, zumal es an nennenswerter Vorarbeit fehlte. Kraus schuf mit zähem Fleiß, durch mühsame Sammelarbeit und gründliche Forschung ein wissenschaftliches, umfassendes Denkmälerinventar unseres Landes, das unter obigem Titel von 1870–1892 in 4 Bänden auf Staatskosten veröffentlicht wurde. H. Lempfrid arbeitete am 3. Bande mit, der 1889 über Lothringen erschien. Welch eine Freude für ihn, auf diese Weise sich seinem Lehrer, der inzwischen nach Freiburg berufen war, erkenntlich zu zeigen! Es stammen aus seiner Feder u. a. die Artikel: Münster (S. 808–816), Mutterhausen (816), Neuscheuern (817), Oberhomburg (826), Olferdinger Hof (839), Puttigny (853), Rahlingen (858), Rimlingen (869), Roth (881), Ruhlingen (889), Saarialben (881), Saarburg (895), Saargemünd (898–905), Salival (908), Schomberg (920), Singlingen (961), Vannecourt (1000), Vic [1016], Viviers (1025), Waldeck (1028–1030), Walschbronn (1030–1032), Weidesheim (1037), Wiesweiler (1042), Wirmingen (1043), Wustweiler (1046) und Xocourt (1046).

Es ist zu bemerken, daß sich Lempfrid als erster an das schwierige Problem

heranwagte, die Entstehung und frühere Lage Saargemünds festzustellen. In dem Artikel „Saargemünd“ verlegte er den Fronhof, welchen Fulrad, Abt von St. Denis bei Paris, 777 unter dem Namen „Gamundia“ erwähnt, in das Mündungsgebiet von Blies und Saar. Um 1100 errichteten die Benediktiner von St. Denis hier eine neue Kirche (Neunkirchen) im Gegensatz zur Mutterkirche in Habkirchen.

Ferner hat Lempfrid dem ersten und hochverdienten Volksforscher des lothringer Landes deutscher Zunge, dem Lehrer Henri Lerond (gest. 1925), seine wohlwollende Unterstützung gewährt für die Herausgabe der „Lothringischen Sammelmappe“ (10 Bde., 1890–1901), z. B. für den Band IX, S. 73, 106. Andere Beiträge finden sich bei Nicolas Box, *Les Pays de la Sarre*, 1887, Bd. I, S. 605, bei Joseph Levy, *Geschichte der Stadt Saarunion*, 1898, S. 134 und bei Emile Huber, *Le Herapel*, 1907, S. 142.

Als Lempfrid nach Thann berufen wurde, schrieb die „Saargemünder Zeitung“ am 25. 4. 1894: „Die Nachricht wird mit umso größerem Bedauern in weiten Kreisen vernommen werden, als Herr Prof. Lempfrid sich um die Altertumskunde, insonderheit um die Erforschung der Lokalgeschichte unserer Stadt Saargemünd hervorragende Verdienste erworben hat. Seiner unermüdlichen Tätigkeit ist es zu verdanken, daß die Stadt ein geordnetes Archiv besitzt“. Aus Thann schrieb Lempfrid am 14. 2. 1900 an Heinrich Großmann, Leiter des Archivs: „Da ich zu einer Veröffentlichung des mannigfachen für die Geschichte Saargemünds gesammelten Stoffes schwerlich komme, es mir aber zuwider ist, daß derselbe hier, ohne Anregung zu geben, liegen soll, will ich ihn dem Stadtarchiv überweisen“ (12).

Im Dienste der Geschichtsforschung des Elsaß 1894–1918

Lempfrid war ein eifriges Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft zur Erhaltung der Denkmäler in Thann (gegr. 1855) und bis 1918 Vorsitzender des Hagenauer Altertumsvereins. Er hat bei der Gründung dieses Vereins im Jahre 1905 eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Unter seiner Leitung gab der Vorstand 4 inhaltsreiche Jahresberichte von 1910 bis 1914 heraus. An deren Stelle erschien später das „Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie“ von Abbé G. Gromer. Lempfrids ehrenvolle Betätigung in dem 1885 gegründeten „historisch-literarischen Zweigverein des Vogesenklubs“ als Vorstandsmitglied wird im Sammelwerk „Das Elsaß von 1870 bis 1932“ (Kolmar 1936), Bd. III, S. 183 herausgestellt. Gymnasialdirektor Lempfrid war auch in Hagenau der beste Helfer des Bürgermeisters Xaver Nessel bei den Bemühungen, die Bibliothek und das Archiv auszubauen (13). Als Direktor des Progymnasiums in Thann hat Lempfrid folgende Arbeiten über das herrliche gotische Münster herausgegeben: Kaiser Heinrich II. am Münster zu Thann, Straßburg 1897; Die Thanner Theobaldslegende und der Beginn des Thanner Münsterbaues, Straßburg 1903 (Separatdruck aus den „Mitteilungen der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß“ Bd. XXI, 1). Auch hier bekümmerte er sich emsig um die Entwicklung des Vogesenklubs.

Aus der Hagenauer Zeit von 1900–1918 stammen folgende Arbeiten: 1906: Ein Bild Kaiser Friedrich Rotbarts aus dem 12. Jahrhundert zu Hagenau, Straßburg 1906 (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Vogesenklubs 22, S. 9–35).

1907:

Max Bach, Barbarossa, in: Jahrbuch des Vogesenklubs 23, S. 241–245. Entgegnung von H. Lempfrid in Bd. 23, S. 240–254.

1910:

Sankt Nikolaus als Patron der Hagenauer Außerstadtkirche, in: Jahresbericht des Hagenauer Altertumsvereins I (1909/10, S. 51–59). Ältere Hagenauer Grabinschriften, ibidem S. 77–84; Römische Gefäßformen aus Heiligenberg S. 85; Taufstein, Altäre, Getäfel, Grabsteinreste aus Kloster Neuburg S. 86, Das Vereinssiegel S. 87; Bücherbesprechung S. 88; Bericht über die Tätigkeit des Hagenauer Altertumsvereins 1909/10 S. 95–103.

1911:

Die Kleinodien der Frau Stettmeister Daniel Kirchner (1645–1679), ibidem II (1910), S. 23–31. — Ältere Hagenauer Grabinschriften S. 59–69. Ein lateinisches Preisgedicht auf Hagenau (1098) S. 70–72; Bleitafel mit Inschrift über die Grundsteinlegung der neuen Klostergebäude in Biblisheim S. 73; Grundstein der alten Kirche in Schweighausen S. 74; Bericht über die Tätigkeit des Hagenauer Altertumsvereins 1910/11 S. 79–87.

1912:

Der Hagenauer Kanonikus Franz Kaspar Lempfrid (1731–1800), ibidem III (1911) S. 37–44. Diese Arbeit hat Lempfrid später noch vervollständigt durch die Studie „Der Sufflenheimer Pfarrer Ignaz Lempfrid (1743–1817) und der Sulzer Emigrant Franz-Joseph Lempfrid (1717–1830)“; Die Befestigung auf dem Heidenberg im Leutenheimer Wald S. 48–59; Ältere Hagenauer Grabinschriften S. 60–64; Römische Gräber an der Straße Kaltenhausen–Schirrheim S. 64; Römische Siedlung in der Nähe von Hagenau S. 65; Buchbesprechung S. 66.

1914:

Barbel von Ottenheim, Sage und Geschichte, ibidem IV und V (1912–13), S. 38–99; Das römische Bauwerk im Gewann Heitzenfeld zwischen Schweighauser und Hagenauer Bann S. 198–205; Buchbesprechung S. 206–213. Ferner hat der unermüdliche Forscher an dem großen Sammelwerk „Das Reichsland Elsaß-Lothringen“ mitgearbeitet, das in den Jahren 1898 bis 1903 in drei Bänden vom Statistischen Bureau des Ministeriums herausgegeben wurde. Er verfaßte für Band III (1901–1903. Ortsbeschreibung) die Artikel über die Ordensbesitzungen in Elsaß-Lothringen, so z. B. die Ortsbeschreibungen über Hundlingen, Ruhlingen, Lixingen (14). Außerdem war er an der 11. Auflage des Vogesenführers von Carl Mündel im Jahre 1906 mit beteiligt.

Es nimmt nicht Wunder, daß Lempfrid seine beiden Söhne, den Amtsgerichtsrat Joseph Ludwig Cornelius Lempfrid (geb. in Saargemünd am 23. 2. 1886), tätig in Köln nach 1918, und den Studienrat Wilhelm Lempfrid (geb. am 9. 4. 1888 in Saargemünd), tätig in Zabern, Straßburg und Köln schon früh zur Erforschung der Hagenauer Geschichte heranzog. Von Wilhelm Lempfrid stammen die Arbeiten: Wie Hagenau beinahe spanisch wurde (Straßburger Post 1914, Nr. 424; Beiträge zur Geschichte der Hagenauer Juden im 14. Jahrhundert (Jahresbericht IV, S. 110–131). Von Cornelius Lempfrid wurden verfaßt: Die Hagenauer Markttordnung von 1548

(Jahresbericht I (1909), S. 36–50); Zur Geschichte des Ratssilbers der Stadt Hagenau (Jahresbericht II, S. 41–58); Hausinschriften in Schweighausen (a. a. O. S. 47); Bericht über die Tätigkeit des Hagenauer Altertumsvereins 1911/12 (a. a. O. III, S. 67–77); Bericht 1912–14 (a. a. O. IV, S. 214–232).

Lempfrids Wirken in Zweibrücken 1919–1922 und sein Nachlaß

Im Jahre 1919 mußte Heinrich Lempfrid als Altdeutscher, trotz seines vorgeschrittenen Alters, seine neue Heimat verlassen, welcher er unterbrochen vier Jahrzehnte lang treu und redlich gedient hatte. Hart und schwer, ja noch viel schmerzlicher als seinerzeit für seinen Großvater zu Anfang der französischen Revolution, wurde es Direktor Lempfrid, seinen Lebensabend nicht in der lieb gewonnenen Heimat beschließen zu dürfen. Deshalb zog er sich in die nahe Pfalz zurück, die ja landschaftlich so manche Ähnlichkeit mit dem lothringischen Lande und den Nordvogesen bietet. Er verbrachte die letzten Lebensjahre, die ihm Gott noch schenkte, in der anmutigen Stadt Zweibrücken, wo er im Hause seines Schwagers, des Amtsgerichtsdirektors Ludwig Molitor, Aufnahme gefunden hatte.

Im Ruhestand konnte er nun ganz seinen Neigungen leben. Streng katholisch, stellte er sich zunächst mit Vorliebe der christlichen Caritas zur Verfügung und widmete sich später der Lösung verschiedener Probleme der Zweibrücker Baugeschichte. In den Monatsversammlungen des Historischen Vereins der Mediomatiker für die Westpfalz sprach er z. B. über die Klosterkirche zu Hornbach, die Alexanderkirche und das Reuerinnenkloster zu Zweibrücken. Seine Arbeit „Der Meister der Alexanderkirche in Zweibrücken“ wurde 1927 in den „Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz“, Bd. 45 (Speyer) S. 5–24 veröffentlicht.

Die Schaffenskraft ließ doch langsam nach. Selbst die ihn sonst erfrischende Arbeit an historischen Problemen konnte den nagenden Schmerz um die verlorene Heimat nicht stillen. Am 9. Dezember 1921 wohnte er noch einer Vereinssitzung bei. Am Abend des nächsten Tages erlitt er einen Schlaganfall, der seinem erfolgreichen Leben und Wirken am Morgen des 11. Dezember ein Ziel setzte.

Über Lempfrids Nachlaß gab mir sein Sohn, Studienrat Lempfrid, noch folgende interessante Angaben: „An Manuskripten über lothringische Geschichte ist leider nichts vorhanden. Als mein Vater 1919 das Reichsland verlassen mußte, hat er manches verbrannt. Ich erinnere mich, damals noch einen längeren ungedruckten Aufsatz über „Saargemünder Straßen“ gesehen zu haben, den ich nicht mehr finden kann, er ist wohl auch vernichtet worden. Ich sah eben, daß es sich bei der vermißten Arbeit um „Vorarbeiten zur Bereinigung der Gemarkung Saargemünd“ handelte. Ich finde im Nachlaß die Abschriften von 5 Weistümern von St. Welfertshof, vermute aber, daß der Ort im Saargebiet liegt“ (15). Im Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt sind folgende Arbeiten unter K 16 bis K 42 aufbewahrt: Der Verein für Geschichte der Stadt Hagenau; Der Barfüßermönch Joh. Pauli; Villa Ruhlingen; Das Kloster Volmünster; Die Gemeinherren von Dagstuhl; Varsberg; Die Herren von Sierck (119 Regesten); Thanner Theobaldssage; Das Münster zu Thann; Marienleben; Hans Böblinger im Elsaß; Wadgassen; Die Stiftskirche zu Saarburg; Kloster Neuburg; Das Rathaus von Kolmar; Niclas von Hagenau; St. Georg, Meister Lux, Veit Wagner, Zunftakten von

Hagenau; Friedrich Hammer; Hagenauer Rathaus; Marienaltar; Meister Hans von Hagenau; Grabinschriften; Kaiser Friedrich Rotbart zu Hagenau; Metzger Urkunden.*

Der Wert der geschichtlichen Arbeiten Lempfrids

Diese Biographie über H. Lempfrid will nicht den Anspruch erheben, eine abschließende Arbeit darzustellen. Sie ist nur der durch die Ehrfurcht vor Lempfrids Leistung inspirierte Versuch eines Saargemünder Professors und Geschichtsforschers, seinen heutigen Mitbürgern zu zeigen, was Heinrich Lempfrid für die Förderung der Geschichtsforschung und Volkskunde unserer Heimat als Oberlehrer des Gymnasiums und als Archivar der Stadt, dann als Direktor der Höheren Schulen in Thann und Hagenau geleistet hat. Dieses Lebensbild läßt erkennen, mit welcher Freude und Schaffenskraft Lempfrid überall, wo er wirkte, an der Erforschung des Landes gearbeitet hat. Hervorragender Lehrer und emsiger verantwortungsvoller Forscher, hat er eine Lebensarbeit geleistet, die unvergeßlich ist, und seine Nachfolger auf dem Gebiete der Heimatforschung müssen immer wieder auf seine Werke zurückgreifen (16).

Anmerkungen:

- (1) S. 141–152.
- (2) 2 Bde, 758 und 776 S., Metz 1895–1902.
- (3) Straßburg, 1887, 198 S.
- (4) Le Herapel, les fouilles de 1881 à 1904, Bd. 1, 1907–1909, 457 S. Bd. 2 (Erläuterungen zu den Tafeln), 1907, 71 S. Straßburg;
Emile Huber und Albert Grenier, La ville de Rouhling, Metz 1905, 36 S. (Sonderdruck aus dem Jahrb. d. Ges. f. lothr. Geschichte und Altertumskunde 1904);
- (5) Allgemeine Quellen: 1. Schriftliche Auskünfte, welche uns Herr Studienrat Wilhelm Lempfrid aus Köln-Rath am 5. 4. 1937 zustellte; 2. schriftliche Auskünfte des Wissenschaftl. Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a. M. vom 19. 5. 1943; 3. Karl Pöhlmann, Geh. Studienrat Professor Heinrich Lempfrid, in: Westpfälzische Geschichtsblätter (Zweibrücken), 1922, Nr. 1.
- (6) André Gain, Liste des émigrés de la Moselle, Metz 1925/32, Nr. 1390, 2220; L. Bachmeyer, La famille Lempfrid, in: Revue d'Alsace Bd. 30 (1933), S. 320–323; Bezirksarchiv „Moselle“, B 10.356; Auskünfte von Pfarrer Jacques Touba.
- (7) Geboren am 30. Mai 1854. Karl Pöhlmann, Ludwig Molitor. Zweibrückens Geschichtsschreiber, 1917, Zweibrücken.
- (8) Abteilung IV (nach 1870) RI (Gymnasium).
- (9) Stadtarchiv Saargemünd, Abt. IV D III (Archiv).
- (10) Jaques Touba, Rückblick auf den Vogesenklub, in „Courrier de la Sarre“, 20. u. 21. 4. 1939.
- (11) Historischer Verein für die Saargegend. Vereinsbericht 1881–1908, Saarbrücken 1908, S. 20 bis 24; Walter Lauer, Beitrag zur über 100jährigen Geschichte des Hist. Vereins für das Saarland, in: Zeitschrift für saarl. Geschichte, 1951, S. 115.
- (12) Stadtarchiv Saargemünd, Abt. I (1504–1789) J 19 (das Manuskript Lempfrids ist seit 1918 verloren).
- (13) Georg Wolfram, Wissenschaft, Kunst und Literatur in Elsaß-Lothringen, 1871–1918 Frankfurt 1934, S. 53, 125.
- (14) Bd. I S. XV; Bd. III, S. 2.
- (15) St. Welfertshof ist mit Welferdingen identisch. J. P. Kirch, Geschichte von Welferdingen, 1932 S. 12, 287, 320.
- (16) J. Touba, Ortsgeschichte Lothringens, Bd. 6, 1910, Metz, S. 30; Emile Linckenheld, Archäologisches Repertorium der Kreise Forbach und Saargemünd, 1932, S. 123, 125, 144; Henri Nominé, Guide de Sarreguemines, 1933, S. 7; R. S. Bour, Notes sur la Topographie de Metz, in: Annuaire de la Société d'histoire de la Lorraine, 1932, S. 91; T. Moser, Die Kirche von Münster, 1936, S. 10, 28; P. E. Hübinger, Oberlothringen, in: Rhein. Vierteljahresblätter, Jahrg. 7 (1937) S. 74.

*) Nach frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Wentzcke vom 8. 2. 1955 sind die erwähnten Arbeiten durch Bombenangriff vernichtet worden.

ZU DEN GEDENKFEIERN IM SCHILLERJAHR 1955

VON KURT SEIDEL

Wie der Blick nach den Gestirnen je nach Standort und Zeit ein wechselndes Bild der Sternenwelt zeigt, so stellt sich dem Blick in die geistig-geschichtliche Welt das Bild der Großen der Menschheitsgeschichte von Generation zu Generation, von Standort zu Standort verwandelt dar. Diese Erfahrung bestätigte sich auch in den Gedenkfeiern zur 150. Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1955 und wie überall, wo man dieses Tages gedachte, so auch in den Gedenkfeiern, über die hier zu berichten ist. Dabei ist mit Bedeutung festzuhalten, daß bei aller Abschattung von Motivwahl und -deutung, die sich aus dem je gewährten geistigen Standort ergab, die vorgetragenen Gedanken unüberhörbar ein Gemeinsames des Generationserlebnisses aussprachen, das aus Not und Sehnen unserer Zeit erwachsen war und das Schillerbild unserer Tage mehr oder weniger stark von jenem abhob, das die Schiller-Gedenkfeiern vergangener Generationen in den Jahren 1859 und 1905 beherrschte.

Es wäre unrecht, zu glauben, daß erst der äußere Anlaß der 150. Wiederkehr von Schillers Todestag die Besinnung auf Gestalt und Werk des Dichters bewirkt habe. Die Zeugnisse der Erinnerung, die in den Gedenkstunden in suchendem und bekenndem Wort und in ernstem, gesammeltem Hinhören abgelegt wurden, haben gezeigt, daß der Tag der Schiller-Feiern allein Anlaß war, einem still verwahrten und unerkannt wesenden geistigen Vermächtnis Wort und Gebärde zu verleihen, damit es die zeitüberdauernde Wirkkraft seines Schöpfers und die Treue der Nachgeborenen bekunde.

Auf Einladung der Intendanz des Stadttheaters Saarbrücken sprach am 29. April 1955 Professor Reinhard Buchwald, Heidelberg, zu dem Thema: Schiller in seiner und in unserer Zeit. Die Feierstunde sollte nicht nur rühmendes Gedenken an den bühnengerechtesten deutschen Dramatiker sein, sondern mit einem Bild von Schillers Werk und Wesen zugleich die Folie zu einer Aufführung von Schillers „Wallenstein“ wirken.

In zweifacher Weise muß sich nach den Ausführungen des Vortragenden die Wiedergewinnung Schillers und seines Werkes für die Gegenwart vollziehen: einmal als eine neue Entdeckung Schillers als einer lange verschütteten Quelle seelischer Kraft und Erhebung — und zum anderen Male als einer neuen Erkenntnis vom Wesen des Schillerschen Menschentums und seiner Dichtung. Das eigentliche Wesen des Dichters zu begreifen und sein geistiges und künstlerisches Vermächtnis in seiner Bedeutung für die Gegenwart zu erfassen, bieten sich drei auszeichnende Merkmale seiner menschlichen und dichterischen Gestalt an: er ist der Verkünder und Gestalter der Größe — der ins Wort versetzte Täter, der wirken will, — und der Dichter, der das weite Reich der Ideen für die Dichtung gewinnen will.

Dabei wird mit Berufung auf den Dichter und sein Werk als das wesentlich Schillerische an Schillers Denken und Dichten zuerst seine Verkündigung der Größe gesehen. Größe als erste und höchste sittliche Forderung ist eine These, die gegenüber der tradierten Ethik mit ihren Forderungen der Liebe, der Güte, der Wahrheit, der Gerechtigkeit so neu wie eigentümlich, ja revolutionär gewesen ist. An den Gestalten der Dramen von Karl Moor über Fiesco zu Marquis Posa und weiter vom Wallenstein bis zum Wilhelm Tell läßt sich das die dramatische Dichtung beherrschende Ideal des „großen Menschen“ aufzeigen und zugleich die immer wieder neue gedankliche Fassung, Vertiefung und sittliche Veredelung dieses ersten und größten Ideals des Dichters darstellen.

Diese innere Größe des sowohl triebhaft, aus dem Herzen, wie vernünftig, unter dem Pflichtgebot, lebenden und handelnden Menschen ist auch das Maß, an dem der Dichter die eigene Zeit mißt und — verwirft, ist zugleich das Ziel, zu dem er den Menschen erheben und erziehen will. Die Tragödie großen Stils,

die Schiller aus dem Ideal der Größe geschaffen hat, die Dichtung von großen Tatmenschen, ist erwachsen aus einer Gesinnung, die selbst auf Taten drängte. Wir sehen Wille und Bewußtsein am Werke und im Werk, die beide ganz bestimmte Wirkungen auf Zeit und Menschen haben sollen. Das weist auf den Antagonismus zweier Anlagen in dem Dichter: auf sein Künstlertum und auf seinen politischen, im ursprünglichen Sinne des Wortes, Tatwillen. In Schillers Jugendsdichtung offenbart sich dieser Tatwille vor allem als ins Wort versetztes politisches Kämpfertum; dagegen tritt der Dichter uns im Werke nach dem „Don Carlos“ wesentlich als weltanschaulicher und sittlicher Erzieher entgegen.

In dieser, in der Reife des Schaffens gewonnenen Haltung prägt sich dann der schon vorher spürbare dritte Charakterzug der Schillerschen Dichtung aus: die beherrschende Macht der Idee. Von den historischen Studien und philosophischen Schriften ausgehend und sie übergreifend, tritt das gedankliche Element der Schillerschen Poesie stärker und oft mit dem Anspruch des Eigenrechtes aus der Dichtung hervor und wird besonders in den Disputationsszenen und den gedanklich stark befrachteten Monologen und Dialogen der Dramen greifbar. Eindrücklicher noch als diese dramaturgische Eigentümlichkeit zeugt die Lyrik der Spätzeit für Schiller als den Dichter der Idee. Wenn diese Ideendichtung aus dem Umkreis der Gedichte „Die Götter Griechenlands“, „Das Ideal und das Leben“, „Der Spaziergang“, „Die Worte des Glaubens“, „Die Worte des Wahns“, dennoch als echte Lyrik empfunden werden, so darum, weil sie erfüllt sind von Glut und Leidenschaft verkündenden Dichtertumes und begeistert von Kraft und Vermögen der ewigen Ideen: Freiheit, Tugend, Schönheit, Wahrheit, Gott, die alle erst den homo vere humanus und das wahre Sein darstellen.

Getragen von ahnender Innenschau und Selbstgewißheit des Geistes, bezeugen die philosophischen Schriften und die Ideendichtung die Wirklichkeit und Wirkksamkeit jener ewigen Wahrheiten, die die Würde des Menschen, seine höhere, geistige Natur, ja seine Ebenbildlichkeit mit der Gottheit stiften. Die dramatische Dichtung Schillers aber — als Ganzes genommen — enthüllt das spannungsreiche, widerspruchsvolle Verhältnis von Ideal und Leben, zeigt das Leben des Menschen als Stätte ewigen Kampfes zwischen Idee und Existenz, zeigt den Menschen, der im Bewußtsein seiner sittlichen Pflicht und seines geistigen Adels dem Leben und der Welt seinen Willen entgegensetzt.

Die dichterische Gestaltung dieses Widerstreits von Geist und Leben, Sittlichkeit und Sinnlichkeit kulminiert in den letzten Dramen, „Jungfrau von Orléans“ und „Wilhelm Tell“. Sie sind nicht Tragödien von der zerstörenden Wucht des „Wallenstein“, sondern geradezu religiöse Weihe Spiele, in denen über den strebenden und kämpfenden, sich erhebenden und stürzenden Menschen eine Vorsehung, ein hilfreicher Wille Gottes spürbar wird, dessen göttliches Walten demütig verehrt wird und in dem sich die Kluft zwischen den beiden Reichen des Lebens und des Ideals, der Wahrheit und der Wirklichkeit schließt.

Im Mittelpunkt der Schiller-Feier in Homburg am 8. Mai 1955 standen die Gedankworte von Studienrat Franz Juncker, Homburg. In einer verinnerlichten, fein abgetönten Manier zeichnete der Vortragende im sammelnden Spiegel Schillerscher Gestalten und Gedanken ein erlebtes und eindrucksstarkes Bild des Menschen und Dichters.

Was Schiller seiner Zeit bedeutete, ist eine Frage geschichtlichen Interesses, die aus Not und Drang unserer Zeit von der Frage überschattet wird, ob dieser Mann das Anrecht schöpferischer Macht auf den Geist der Menschen unserer Tage hat. Solche Fixierung der Frage scheint besonders begründet, wenn man den fast grotesken Wechsel des Schillerbildes und der Wertung seines Werkes in den 150 Jahren seit seinem Tode bedenkt; ein Auf und Ab des Wandels, das zwischen höchster Idolverehrung und kränkender Ablehnung, zwischen sakraler Devotion und hämischem Hohn schwankt. Da bleibt dann überraschend die Suggestivkraft dieses unvergeßlichen Geistes, der selbst noch in die seltsam verzweigten, seltsam verheimlichten Gänge des Geistes von heute findet.

Unverlierbar sein äußeres Bild, wie es die Büste aus Stein von Dannecker, das besinnliche Gemälde von Anton Graff und das zu leiser Melancholie verklärte der Ludowike Simanowiz gemeingültig geschaffen und überliefert haben. Vor dem Hintergrund der Lebensstufen und im Rahmen äußerer und auch äußerlicher Lebensdaten steht für uns allein bedeutsam das Bild seines Wesens: Der jugendliche Rebell, der in immer steigender, schmerzvoller Läuterung aus Aufruhr und Verwirrung der Gefühle hinfindet zu der großen Klarheit der an Platon gewonnenen idealen Überzeugung, von der die Maske des Trüben, des Irdisch-Unzulänglichen fällt. Ein Enthusiast im höchsten Sinne und ein Pathetiker und dennoch kein Eiferer und Geiferer; ein Unbehauster und vom Leid Gezeichneter über lange Jahre des kurzen Lebens und doch kein Neidling und kein Verzweifelter; kein Ruhmsüchtiger und gar kein Eitler, aber doch ganz ein Tatsüchtiger und Aristokrat. Und über allem ein priesterlich Berufener, der sich den Menschen verpflichtet weiß und dessen Wort, in seinem Inneren zu fordernder Einsicht ausgegült, die Menschen sucht, sie zu läutern und zu erheben.

Dieses priesterlich gemeinte Wort sucht und findet die Bühne als den ihm gemäßen Wirkraum, das Theater als „moralische Anstalt“. So wird Schiller zuerst und zuletzt als Dramatiker gesehen und seine Gedichte selbst als Miniaturdramen erkannt. Der Zugang zum Verständnis des dramatischen Dichters Schiller wird immer über eine Erhellung des Verhältnisses des Ethischen zum Tragischen führen. Ein Vergleich Schillers mit Shakespeare wird dann immer ein Wagnis sein und über eine Feststellung des Unvergleichbaren hinaus wenig ergiebig sein. Für Schiller ist das Tragische eine Erscheinung des Sittlichen; wo das sittliche Handeln zur Paradoxie des Verkehrten, ja Bösen wird, enthüllt sich das Tragische. Da unsere irdische Welt jede Erscheinung und Entwicklung des Guten wie des Bösen zuläßt, sucht der Dichter als Tragiker immer wieder die ethische Grenzsituation als das eigentliche Feld seiner Dichtung auf. Auf diesem Feld errichtet Schiller das Haus seines dramatischen Werkes, hier leben und wirken, wesen und sterben der Räuberhauptmann Karl Moor, der Usurpator Fiesco, der feinere Verräter Marquis Posa, der Hochverräter Wallenstein; und alle zum Verbrechen getrieben für ein höheres, edleres Ziel. Dazwischen das rührende Antlitz der Luise Millerin, die sich aus Liebe der Kabale fügt, die heilige Jungfrau des Krieges, die das Verbrechen der irdischen Liebe mit dem Tode sühnt, Maria Stuart, die das Schafott besteigt, verflochten in schwerste Verbrechen und doch unschuldig des Verbrechens, dessen man sie zeicht.

Unvergessen, unzerstörbar die vielen Menschen dichterischer Phantasie, die nach dem Diktat ihres unvernünftigen Herzens und folgsam der höheren Idee des Sittlichen leben und wirken, irren und zugrunde gehen. Der deutsche Geist hat kein dramatisches Werk hervorgebracht, vergleichbar dem Schillers, in dem uns, ungerechnet der Großartigkeit der Zeitbilder, die im Guten und Bösen, im Erhabenen und Gemeinen, im Edlen und Niedrigen möglichen Menschenbilder umstehen. Erfahrung und Bewältigung und zuletzt Gestaltung dieser Welt in Schönheit ist dichterischer Auftrag und für Schiller unbedingt gebunden an die Forderungen der Gesinnung, nicht ohne das sittliche Gewissen möglich. Das Erlebnis des Schönen ist bei Schiller stets von der Reinheit des metaphysisch empfundenen Sittlichen begleitet. Hier ist das Wesen von Schillers Idealismus zu suchen und zu sehen; und wie bedeutsam und stützend dieser Idealismus für den Menschen einer gleitenden, unsicher werdenden Zeit ist, bezeugt die allseitige und dankbar verehrende Erinnerung der Spätlebenden am Tage der 150. Wiederkehr seines Todestages.

In der Schiller-Feier der Stadt Neunkirchen am 9. Mai 1955 fragte Professor W. H. Recktenwald, Konservatorium Saarbrücken, aus Drang und Wirrnis der eigenen Zeit nach Schillers Menschenbild und seiner Würde und Geltung in unseren Tagen. Er stellte seine Gedanken unter das aus Denken und Dichten Schillers abgeleitete und tief lotende Thema: Geist und Leben.

Die Betrachtung weiß sich dem Goethe-Wort verpflichtet, das die Werke der

Vergangenheit gegen das völlige Auslöschen zu retten heißt, wenn „in neuester Zeit ein Tag den anderen übertüncht und das Unnützte über das Trefflichste, als müßte es so sein, sorglos hinpinselt“. Gegen den Geist des Heute mit seiner bis zum Überdruß beschworenen Lebensangst, mit seiner Hilflosigkeit vor dem dämonischen konzipierten Fortschritt, mit seinem brüchigen Glauben und seiner auch schon zerbrochenen Sehnsucht nach verheißenden Signalen und Wegen behauptet die Erinnerung an Schiller im ewigen Wechsel unruhig kreisenden Lebens jenen beharrenden, ruhigen Geist, der alleine das große, willentlich gefestigte Menschentum des Dichters zu erfassen und als ein Gültiges und Bleibendes auch für unsere Zeit zu retten vermag.

Das auszeichnende Merkmal dieses Menschentums wird in Schillers Idealismus gesehen, der den Dichter der vernunftlos und gestaltlos flutenden Wirklichkeit überhebt und ihn befähigt, über allem Sein das Sollen, über aller Wirklichkeit die Wahrheit und in allem Leben die Bezüge der Menschenwelt auf Maß und Grenze des Menschlichen zu schauen und festzuhalten. Der Mensch, „der im Ansturm des Geschicks wie der Sinne den Blick doch unverwandt zu den ewigen Sternen richtet“, ist Urbild des Menschentums aus dem Reich der Ideen und lebt und wirkt im Gedicht und im Drama Schillers, wie es zugleich auch das Leben des Dichters erhöht und adelt. In chaotischer Zeit lebend, von hartem Schicksal geprüft und von frühem Tod gezeichnet, schöpfte Schiller aus gläubigem Vertrauen in solches Bild des Menschen Kraft und Geist, sich selbst und die Gestalten seiner dichterischen Vision den Weg in die Leben und Tod überwindende Erhabenheit des Ideals zu führen, „wo der Mensch dem Tode nicht mehr unterworfen ist“.

Schiller hat uns keine Geschichte seines Lebens und seines Geistes, keine Selbstschau eigenen Werdens und Seins geschenkt wie etwa Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ oder Hebbel in den Tagebüchern. Schillers Werk aber, in allen Formen und Gattungen, zeigt die Male und Zeichen, in denen er sich, in denen er den Menschen sieht. Diese Zeichen treten in aller Fülle der Qualität und aller Mannigfaltigkeit der Bezeichnung zuletzt zusammen unter der einen Antinomie: Geist und Leben. In dieser Polarität von Geist und Leben schwingen die Spannungen des Daseins, fließen die Ströme der Menschengeschicke; und ihr Bogen ist keine feine Lichtbahn, er durchblitzt vielmehr die Menschenbrust zu Vernichtung oder zu Vollendung. In diesen Spannungen eines in Geist und Leben entzweiten Seins ist der Raum, wo sich hart die Sachen stoßen und wo sich Vernunft als sittliche Stärke bewähren muß. Und das ist die Größe des Menschen: zwischen Ideal und Leben, Idee und Existenz die Wahrheit zu finden; Wahrheit, die schrecklich sein kann und es für jeden Menschen zumeist auch ist.

Schiller hat in seiner Menschengestaltung und Seinsdeutung diese Schrecken der Wahrheit keineswegs idealistisch beschönigt oder verschwiegen. Schon gar nicht im frühen Werk, sei es in der pessimistischen Gestimmtheit der „Anthologie von 1782“, sei es unter dem zermalmenden Schicksalsspruch der Dramen von den „Räubern“ bis zum „Fiesco“; aber auch nicht in den Werken der Spätzeit, nicht in den Dramen der Reife vom „Wallenstein“ bis zur „Braut von Messina“ und nicht in der Gedankendichtung. In diesen poetischen Visionen von Mensch und Leben, in diesen Gedanken von Sein und Geschichte ist ein Realismus des Menschenbildes und der Weltanschauung verborgen, den so manche Schiller-Interpretation über viele Jahre der Schillerforschung hin nicht erkannte und den zu erkennen vor allem unserer Zeit aufgegeben ist.

Es war nicht Wesen und nicht Seinserfahrung Schillers, bei solcher Realistik des Menschenbildes und des Lebens zu verharren. Der Mensch als „das Wesen, das will“, strebt erträumten und geglaubten Zielen zu und ist seiner geschichtlichen wie ontischen Situation je voraus. „Tausend und abertausend Segel fliegen gespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere...“. Diese glückliche Insel zu finden, ist Verwirklichung eigenen Wesens, ist Seinserfüll-

lung, und Schiller hat diese glückliche Insel auf dreifache Weise zu erreichen und zu besitzen versucht: Idealistisch — antikisch — christlich. Nachdem Schillers Idealismus und sein Erlebnis der Antike schon lange gesehen und gewürdigt worden sind, beginnen wir heute entscheidende Grundschichten seines Menschen- und Dichtertums im christlichen Denkraum freizulegen. In diesem Raum zeichnet sich die gesuchte Synthese von Geist und Leben ab, die in der Demut Maria Stuarts, in der Reinheit Johannas, im Gehorsam der Malteser, in der Frömmigkeit Tells echt christliche Seinskategorien heraufführt und im erschütternden Menschenbild und Menschenschicksal Abbilder eines „vollverklärten Daseins“ dichterisch gestaltet. Das vor allem ist das Vermächtnis Schillers, das unserer Zeit zur Verheißung werden kann.

Aus dem weiten Abstand, den eine Zeit von 150 Jahren zwischen uns und Schiller geschaffen hat, wollte auch die Gedenkfeier der Volkshochschule Saarbrücken am 13. Mai 1955 Gestalt und Werk des Dichters unserer Zeit zu erneutem Bewußtsein bringen. Den Worten des Vortragenden, Oberstudiendirektor Kurt Seidel, Saarbrücken, ging es darum, die in der Geschichte deutscher Dichtung einzige Weise dichterischer Existenz Schillers, jenes spannungsvolle Gegenspiel und Zusammenspiel „gedichteter Mythologie der Gedankenwelt“ in der Ideenlyrik und „verborgener Theologie der geschichtlichen Welt“ in den Tragödien sichtbar zu machen und beide als eine Einheit und Ganzheit zu sehen und zu deuten.

Zu den Ursprüngen Schillerschen Menschen- und Dichtertums führt ein Entwurf des Dichters, der dem mythologischen Gedicht „Klage der Ceres“ nahesteht: Orpheus in der Unterwelt. In der Kühnheit seiner Visionen und der Symbolkraft seiner Bilder hat dieser Entwurf etwas von Dantischer Wucht und Größe, und die Verwegenheit seines Gedankenschwungs entbirgt die tragische Antinomie der unerbittlichen Gewalt des Todes und des unbändigen Selbstbehauptungswillens alles Lebendigen. Dieses Fragment ist aus einer Urerfahrung des Lebens geschöpft: dem Tode so unerbittlich wie unwiderruflich ausgesetzt zu sein und dennoch sich ganz und ewig zu wollen. Es ist auch früheste Erfahrung Schillers, wie schon die „Anthologie von 1782“ bezeugt; eine Erfahrung, von der her die tragische Dialektik seiner Dramen, die antithetische Gebärde seines Denkens, die polaren Stimmungen seiner Lyrik gesehen werden müssen.

Der Tod als der große Würger, der Tod als der Sünde Sold: das ist die Todeserfahrung, von der die „Anthologie“ spricht. Doch sterben ist eine unendliche theologische Bestimmung und der Tod gar nicht der Sünde Sold. So zeigt das Dichten der folgenden Jahre auch eine Suche nach einer anderen, möglichen Erfahrung des Todes. In den Dramen nach der „Anthologie“ und nach den „Räubern“, im „Fiesco“ zuerst, im „Don Carlos“ dann, vor allem im „Wallenstein“ und im „Demetrius“-Fragment nimmt der Tod als der große Rächer und Gleichmacher den Charakter der Nemesis an. Sie ist die mythologische Einkleidung eines metaphysischen Rechtsgefühls, dessen Macht Ungleiches ins rechte Maß setzt, über die „irdische Metze Gerechtigkeit“ göttliches Gericht hält. Dazwischen wird in „Maria Stuart“, der „Jungfrau von Orleans“ und der „Braut von Messina“ eine wieder andere, mögliche Erfahrung des Todes gewonnen, in der der Tod nicht mehr als grausiger Würger schreckt und nicht mehr als furchtbar rächende Nemesis den Menschen überfällt. Der Tod als Reinigung und Läuterung menschlichen Wesens, der Tod als Adelung des Lebens, als Verklärung ist in Wandlung der Todeserfahrung und in Steigerung geistig-sittlichen Lebens das letzte, höchste Bild des Todes.

Immer aber bleibt die Tragödie bei Schiller der Raum, in dem die Ganzheit des Seins in Tod und Leben auseinandertritt, Tod und Leben in unaufhebbarer Widerstreit einander entgegengespannt sind. Damit aber verweist die tragische Urerfahrung alles Lebendigen Orpheus und seinen heroischen Gesang zur Feier und zum Ruhm des Lebens in die Welt des Zeitlichen, Vergänglichen zurück. An dieser Stelle poetischer Vision und Deutung der Welt aus dem

dichterischen Symbol wird in Schillers Dichten und Denken die Gestalt des Orpheus von der Gestalt des Alkiden Herakles überwachsen. Herakles und sein Schicksal werden dichterisches Gleichnis für jenen Weg, der aus der Welt tragischer Bestimmtheit hinausführt. Eine mythologische Präfiguration des christologischen Mittlergedankens umgreift seine Gestalt die tragisch gezeichnete Welt des Schicksals und die unzerstörbare Welt des Reinen und Schönen, wie es die antithetisch gefügten Strophen des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“ poetisch bezeugen. Herakles wird zum Symbol eines umfassenden Weltempfindens, in das die Urgegensätze von Natur und Geist, Trieb und Vernunft, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Tod und Leben eingeschmolzen sind. Im Zeichen seiner Gestalt und seines Schicksals öffnet sich die Welt des Tragischen in Freiheit, Schönheit und Unzerstörbarkeit der Welt der Idylle als einer Dichtung, in der das Unendliche im Endlichen, das Ewige im Zeitlichen seine schöne Erfüllung findet und die Spannung von Ideal und Leben aufgehoben wird.

Der kühne poetische Plan, die Apotheose des Herakles in den Schlußstrophen des philosophischen Gedichtes „Das Ideal und das Leben“ durch eine Idylle von weit ausgreifender dichterischer Vision zu überhöhen, in deren Mitte die Vermählung von Herakles mit der Göttin Hebe gestanden hätte, ist nicht verwirklicht worden. Die gedichtete Mythologie der Gedankenwelt im Zeichen des Herakles und die verborgene Theologie der geschichtlichen Welt im Zeichen des Orpheus, Lyrik und Tragödie, haben nicht zu einer alles einschmelzenden und alles überwölbenden Poesie zusammengefunden. Doch nicht beziehungslos, einander fremd und nichts bedeutend stehen lyrische und tragische Dichtung im Werke Schillers da. In wechselseitiger Bezogenheit und im Vermögen gegenseitiger Erhellung wollen sie gesehen sein und wirken dann eine Ganzheit poetischer Weltanschauung und Weltdeutung, in der Mensch und Schicksal, Tod und Leben, Idee und Existenz, Wahrheit und Wirklichkeit umgriffen und zu einer höheren Einheit aufgehoben werden, in der der unselige, unbehauste Mensch der geschichtlichen Welt Heil und Geborgenheit einer ewigen, unzerstörbaren Welt erfährt.

Wenn diesem raffenden und verkürzenden Umblick auf die Schiller-Feiern an der Saar ein abschließendes Wort folgen soll, so darf dies wohl auf jenen Grundton hinweisen, der unüberhörbar in allen feiernden, deutenden und wägenden Worten der Ansprachen mitschwang und in dem sich etwas von dem eigengeprägten Geist unserer Zeit manifestierte.

Wir sind weit entfernt von einer bedingungslosen oder überschäumenden Schillerverehrung, die zuletzt doch nur blind und gedankenlos heißen müßte, weil sie zu sehr an Äußeres und Äußerliches anknüpfte. Auch die Schiller-Renaissance, wie sie sich vor zwei bis drei Jahrzehnten anzukündigen schien, ist nicht gekommen. Und doch ist Schiller nicht für unsere Zeit, wir nicht für Schillers Denken und Dichten verloren. Abhold jeder Idealisierung, die ja doch nur täuschen und schließlich enttäuschen könnte, spüren wir den kaum auszuschoöpfenden humanen Gehalt seines Lebens und Schaffens und treten, wo wir ihm begegnen, fragend und suchend auf ihn zu. Anthropologisch gerichtet waren darum fast alle Fragen und Gedanken, die in den Feierstunden zu seinem Schicksal und Werk geäußert wurden. Daß auch uns noch Antwort werden kann, bezeugt, wie von Wirklichkeit erfüllt und wie von Wahrheitssuche besessen, wie menschlich gültig Erscheinung, Wesen und Werk des Dichters sind.

Nicht klügelnd und sinnierend, sondern aus Not und Zwang erlebten Lebens, mit einem vielleicht allzu geläufigen Wort, aus existentieller Erfahrung haben wir sehen gelernt, daß dem, was man gemeinhin Schillers Idealismus nennt — und leicht verwirft, ein Realismus des Menschen- und Weltbildes verbunden, unablässig verbunden ist, der auch noch in unsere Zeit gültig und verpflichtend hineinsprechen kann. Damit erweist sich aber zugleich der so oft und leidenschaftlich geschmähte und schon so viele Male totgesagte „deutsche Idealismus“,

hier zuwenigst in Geist und Form Schillers, von einer Vielsinnigkeit und Wandlungsfähigkeit, von einer Fülle der Gehalte und Aspekte, daß auch er als noch lange nicht ausgeschöpft und immer noch geschichtsmächtig angesprochen werden darf. Mag dies auch nur eine Weise sein, auf der sich unsere Generation den Weg in die Zukunft sucht, es ist — Schiller mag uns ermutigen — keine hoffnungslose und von vorneherein verlorene.

SAARBRÜCKER MUSIKBRIEF

VON ERNST STILZ

Das Saarbrücker Musikleben ist in den letzten Jahren so vielgestaltig geworden, daß es kaum möglich ist, die Fülle der musikalischen Veranstaltungen eines ganzen Jahres in eine kurze Übersicht zu drängen. Zahlreiche Institutionen bringen nebeneinander (immer noch ohne einheitliche Terminlenkung durch eine Zentralstelle) eine beachtliche Zahl von Konzerten zustande, die sich zu einem großen Teil trotz der starken (für die Leistung durchaus fruchtbaren) Konkurrenz eines guten Besuches erfreuen. Auffällig — vielleicht sogar vergleichsweise einmalig — ist die große Zahl von Konzerten bei freiem bzw. verbilligtem Eintritt: Etwa die öffentlichen Konzerte des Saarbrücker Rundfunks, die „offenen Musikstunden“ des Staatlichen Konservatoriums und die Vorabende der Städtischen Symphoniekonzerte, die für 85 Frs. pro Abend der Jugend zur Verfügung stehen.

Erfreulich ist im ganzen der Anteil neuer Musik, die in wachsendem Maße trotz eines gewissen, immer noch bestehenden Mißtrauens bei den Hörern an Boden zu gewinnen scheint. Geschickt war z. B. die Auswahl bei den 8 Städtischen Symphoniekonzerten unter Philipp Wüst, der, wenn nicht gerade mit dem spröden Streicherkonzert von J. N. David, so doch mit dem spritzigen Divertimento „Kuß der Fee“ von Strawinsky und Hindemiths schon klassisch gewordenen Cellokonzert (mit Mainardi), sowie interessanten Werken von Bartok und Schostakowitsch guten Anklang fand. Daneben blieben so hervorragende solistische Leistungen wie die Johanna Martzys mit Mendelssohns Violinkonzert und Li Stadelmanns mit Konzerten von Bach und Mozart auf Cembalo und Mozartflügel oder die Wiedergaben Wüsts etwa der 2. Symphonie von Beethoven oder der 5. von Bruckner in besonders guter Erinnerung. Geradezu der unvergessene Höhepunkt dieser Reihe wurde das Gastkonzert Edouard Lindenbergs mit prächtigen Aufführungen von Beethoven, Berlioz, Moussorgsky=Ravel. Zwei Choraufführungen des Städtischen Chores („Deutsches Requiem“ und „Messias“) ergänzten die Reihe nach der chorischen Seite. Festlich wie im Vorjahr wirkte der sich anschließende, aus 4 Konzerten bestehende Brahms-Zyklus. Die einzelnen Konzerte leiteten Jean Fournet, Otto von Matzerath und Philipp Wüst; ein Kammerkonzert des Schäffer-Quartetts enthielt zwei Streichquartette und das Klarinettenquintett.

Vielleicht noch stärker setzte sich Dr. Rudolf Michl in seinen Jugendkonzerten für neue Musik ein. Werke wie Hindemiths liebenswürdige „Metamorphosen“, Strawinskys Ballettszenen, Bartoks Konzert für Orchester und Brittens unverwundliche Purcellvariationen in Form einer Einführung ins Orchester fanden die gleich günstige Aufnahme, und selbst problematischere Werke, wie Alban Bergs zwölftöniges Violinkonzert (gespielt von Christian Ferras) oder das vielgesichtige 2. von Prokofieff (Robert Soetens) oder das substanzielle, schwerblütige vom heimischen Komponisten Konietzny, das Wilhelm Werner erfolgreich aus der Taufe hob, schienen überraschend gut angekommen zu sein. Von den übrigen Werken blieben als besondere Hochleistung Max Regers Mozartvariationen in besonderer Erinnerung.

Die Pflege der bisher in Saarbrücken stiefmütterlich behandelten Kammermusik läßt sich die auch in musicis sehr erfolgreich arbeitende Volkshochschule angediehen sein. Besondere Delikatessen in stilvoller, geschliffener Wiedergabe boten dabei der Kreis um Karl Rahner mit Bachs „Musikalischem Opfer“ und das Trio Neumeyer-Lemmen-Pitz mit Perlen alter Musik auf alten Instrumenten. Daneben kamen die anderen Zweige der Kammermusik zu Wort: Das Streichquartett mit einem unvergeßlichen Abend des jugendlichen, mit ebensoviel Schwung wie Akkuratess musizierenden Parennin-Quartetts, das Streichtrio mit einem erlebnisreichen Konzert des Trios Grehling-Lemmen-Pitz, die übrigen Bereiche mit zwei Klavier- und einem Liederabend. „Im fröhlichen Mai“ war der Titel einer singfrohen Veranstaltung der Chorgemeinschaft und des Instrumentalkreises Rahner. Mit der Verpflichtung der Wiener Sängerknaben betätigte sich die Volkshochschule erfolgreich auch als Konzertagentur.

Von weiteren Klavierabenden war zweifellos der glänzenste der von Walter Giesecking, obwohl z. B. Samson Francaix und Lelia Gousseau, die neben dem Loewenguth-Quartett und dem Streichtrio Pasquier durch die Saarländische Kulturgesellschaft nach Saarbrücken gezogen wurden, keineswegs Pianisten zweiter Garnitur sind. Daß heute Maurice Gendron, der am Saarbrücker Konservatorium die Meisterklasse für Cello führt, sich in die erste Reihe der Cellisten empogearbeitet hat, bewies sein Celloabend.

Die zahlreichen „Offenen Musikstunden“ des Konservatoriums haben sich bereits einen festen Platz im Musikleben der Stadt gesichert. Zumeist von Lehrkräften des Konservatoriums getragen, stellten sie sich in interessantem Wechsel einheitliche Themen und bevorzugten selten zu hörende Werke, z. B. vierhändige Klaviermusik, Musik für einzelne Instrumente, Kompositionen junger Studierender. Auf dem Gebiete des Liedes füllten sie beim fast gänzlichen Fehlen von Liederabenden in Saarbrücken geradezu eine Lücke aus, wie insbesondere die „Woche des Liedes“ mit Sibylle Fuchs, Hans Karolus und Herrmann Reutter bewies.

Zum gut besuchten Erfolg und damit nach wenig ermutigenden Versuchen zum ersten repräsentativen Saarbrücker Musikfest wurden die „Deutsch-Französischen Musiktage“. Dabei spiegelten die beiden großen Gastkonzerte der Bamberger Symphoniker unter Keilberth und des Pariser „Orchestre National“ unter André Cluytens in Werkwahl und Wiedergabe in geradezu typischer Weise die nationale Eigenart wider. Keilberth brachte ein Programm deutscher Werke mit dem französischen Cellisten Maurice Gendron und beeindruckte die Hörer durch die bei aller Genauigkeit im Detail besondere Atmosphäre eines Musizierens von innen heraus. Cluytens brillierte mit der höchsten Perfektion und dem bestrickenden Glanz seines Orchesters in charakteristischen französischen Werken und hatte als Solisten keinen geringeren als Walter Giesecking. Den saarländischen Beitrag zu den Musiktagen lieferten einerseits das Saarländische Kammerorchester unter Karl Ristenpart mit geschliffenen Wiedergaben zeitgenössischer deutscher und französischer Werke, andererseits Prof. Dr. Müller-Blattau mit einem stilvollen, von Chor und Einzelkräften des Konservatoriums und des musikwissenschaftlichen Instituts gestalteten Hörbild deutscher und französischer Musik des Mittelalters. Ein Tanzabend des Pariser Opernballetts ergänzte das Veranstaltungsprogramm nach der optischen Seite.

THEATERFRAGEN DER GEGENWART

im Rückblick auf die Schauspielsaison des Stadttheaters 1954/55

VON ERICH BOURFEIND

Am Anfang des Rückblickes auf eine Spielzeit kann eine Statistik stehen, die, vielfach aufgegliedert, Auskunft über die Anzahl der Werke, der Aufführungen und Besucher gibt. Das Stadttheater Saarbrücken konnte am Ende der Spielzeit 1954/55 eine Bilanz aufweisen, die für das eigene Wirken sehr erfreulich ist und für andere Bühnen überraschend, für manche sogar neiderregend sein kann. Denn welche Bühne kann bei 1 076 verfügbaren Plätzen im Großen Haus eine Ausnutzung von durchschnittliche 90,89 Prozent je Aufführung nachweisen? Die Gesamtzahl der zahlenden Besucher betrug 341 265. Rechnet man 14 805 Besucher der Kammerspielbühne, 20 400 bei Absteuern des Theaters und eine Sondervorstellung bei freiem Eintritt mit 1 111 Zuschauern hinzu, so ergibt sich für 525 Veranstaltungen des Theaters an 298 Spieltagen eine Gesamtzahl von 377 581 Besuchern in der Spielzeit 1954/55. Das sind Zahlen, die Eindruck machen müssen. Jeder Intendant und zumal jeder Verwaltungsdirektor würde sie mit Genugtuung herausstellen. Und das mit gutem Recht. Auf die administrativen Stellen, die für die Bewilligung der Subventionen zuständig sind, auf Theaterkommissionen, Kulturausschüsse, Stadträte, Stadtkämmerer und Landtagsmitglieder können sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Die kulturpolitische Bedeutung, die Ausstrahlung des Theaters in Stadt und Land! Die nächsten Subventionen sind gesichert. Vielleicht mit Erhöhung?

Wie ist es nun mit dem Schauspiel, von dem diese Betrachtung ausgeht? Im Großen Haus gab es 100 Aufführungen von 9 Werken mit 98 480 Besuchern. Auf der Kammerspielbühne hatten 119 Schauspielabende des Theaters 12 383 Besucher. Das bedeutet eine Ausnutzung von 47 Prozent der verfügbaren Plätze.

Das Publikum ist die eine Hälfte des Theaters. Jedoch keine Besucherorganisation oder Mietreihe schafft schon ein Publikum. Sie bringen Menschen heran aus fern und nah, aus den verschiedensten Lebensbereichen, in allen Altersstufen und mit sehr unterschiedlichen geistigen Voraussetzungen, Ansprüchen und Erwartungen. Diese Menschen sollen aus ihrer Alltagsgebundenheit gleichsam zum Erwachen zu sich selbst geführt, in eine Erlebnisgemeinschaft, ein Publikum — und wenn nur für zwei, drei Stunden — durch die Magie des Theaters verwandelt werden. Und so spielt sich bei jeder Aufführung zwischen der erleuchteten Bühne und dem abgedunkelten Zuschauerraum ein unsichtbarer Kampf um die Verwandlung einer zunächst kaum näher bestimmbar Masse von Besuchern ab. Jeder Schauspieler weiß um dieses Ringen, er spürt es und fühlt den Augenblick, da der Kontakt gewonnen ist, sich ein Publikum bildet, mitgeht und in erweitertem Sinne mitspielt. Diese Masse Mensch im Zuschauerraum macht es den agierenden Künstlern schwer. Das aber ist geradezu die Aufgabe der Besucher. Nur aus der Überwindung solchen Widerstandes wird großes Theater geboren. Daß Freiwilligkeit des Theaterbesuches gegenüber dem beinahe pflichtgemäßen Kommen auf Grund des Besitzes eines Abonnements, der Zugehörigkeit zu einer Besucherorganisation oder gar gesellschaftlicher Rücksichtnahmen ein anderes Publikum, eine andere Atmosphäre entstehen läßt, liegt nahe. Aber man sollte diesen Umstand nicht überschätzen, denn es hat sich immer wieder erwiesen, daß jede, gleich wie geartete Zuschauermenge, durch die Magie eines Werkes und einer Aufführung überwältigt und verwandelt werden kann.

Bei den Darmstädter Gesprächen dieses Jahres hat Friedrich Sieburg, der zwar als bedeutender Publizist, aber nicht als Theaterfachmann gelten kann, in

einem Vortrag „Theater als Gegenstand der Kulturpolitik“ einen wortgewaltigen, brillanten, doch auch ketzerischen Angriff gegen das aus Steuergeldern subventionierte Theater gemacht: „Einen Götzen haben wir hierzulande aus unserem Theater gemacht“, war seine schlagwortartige Prägung. Sieburg ist dabei — gewollt oder ungewollt — über das Ziel hinausgeschossen. Sein Angriff richtete sich einmal gegen den administrativen Einfluß einer vielfach amüsischen Bürokratie auf das Kulturleben und damit auf das Theater. Er machte den Vorstoß gegen eine bilanzmäßig-schöne Scheinfassade, hinter der womöglich eine Masse steht, der die Werte des geistigen Lebens und der Kunst kein echtes Anliegen sind. Tatsache ist wohl, daß noch so günstige Statistiken über Theaterbesuch nicht ohne weiteres ein Urteil über eine tiefere Verwurzelung der Kultur im Volke zulassen. Trotz der nicht ganz grundlosen Bedenken und Einwendungen ist aber festzustellen, daß das Theater, wie es sich im deutschsprachigen Raum entwickelt hat, und wie es in seinem hohen Leistungsdurchschnitt und in seiner Breitenwirkung anerkannt werden muß, der Subventionen nicht entbehren kann, wenn es sich nicht selbst aufgeben will.

Der künstlerische Rang eines Theaters ist keineswegs immer von der Größe der Bühne, der Stadt, des Landes abhängig und wird nicht durch eine gute Bilanz und ansehnliche Zahlen der Besucher oder der aufgeführten Werke bestimmt. Die Spielplangestaltung ist mitentscheidend und gibt dem Theater das Gesicht. Im Großen Haus des Stadttheaters kamen neun Schauspiele an 100 Spielabenden zur Aufführung und hatten 98 480 zahlende Besucher. Unter diesen Werken waren drei klassische Dramen: „Maria Stuart“ und „Wallenstein“ von Schiller, „Prinz von Homburg“ von Kleist. Hinzu kamen „Cäsar und Cleopatra“ von Shaw, „Dr. med. Hiob Prätorius“ von Götz, „Die Frau des Bäckers“ von Pagnol, „Heroische Komödie“ von Ferdinand Bruckner, „Das kleine Teehaus“ von Patrick und eine Uraufführung, „Die Abrechnung“ von Reinhold Schneider. Mit den drei klassischen Werken und der Uraufführung war in dem Spielplan dem Ideendrama beachtlicher Raum gewährt und damit kam eine Grundhaltung zum Ausdruck, die sich im weitgefaßten Sinne zur Bühne als „moralische Erziehungsanstalt“ bekennt. Für Schillers „Wallenstein“ trifft das allerdings am wenigsten zu. Die Wahl dieser dramatischen Historie war mehr durch den Umstand bedingt, daß die anderen, ideenbetonter Werke, wie „Don Carlos“, „Kabale und Liebe“ in den vorhergehenden Spielzeiten schon aufgeführt wurden. Bemerkenswert sind noch die Aufführungszahlen der einzelnen Stücke: „Maria Stuart“ (22) — „Cäsar und Cleopatra“ (8) — „Die Abrechnung“ (9) — „Dr. med. Hiob Prätorius“ (13) — „Die Frau des Bäckers“ (10) — „Prinz von Homburg“ (21) — „Heroische Komödie“ (11) — „Wallenstein“ (10). Gegen Ende der Spielzeit kam „Das kleine Teehaus“ viermal zur Aufführung und wurde in die nächste Spielzeit übernommen. Die Kammerspielbühne brachte zehn Werke zur Aufführung und hatte 12 383 Besucher: „Der Menschenfeind“ von Molière (12) — „Das Glas Wasser“ von Scribe (17) — „Hexenjagd“ von Arthur Miller (13) — „Nina“ von Bruno Frank (15) — „Kalter Krieg“ von Reith Coote (6) — „Die Flasche“ von Ringelnatz (11) — „Unsere kleine Stadt“ von Wilder (11) — „Meuterei auf der Caine“ von Wouk (14) — „Zwischen Hölle und Himmel“, drei Einakter von Frank Thieß (9) — „Das heimliche Nest“ von Birabeaux (11). Als Ganzes betrachtet, war der Schauspielplan im Großen Haus und auf der Kammerspielbühne nach Thematik, Form und Charakter der Werke abwechslungsreich. Neuere Problem- und Diskussionsstücke blieben der Kammerspielbühne vorbehalten; an ihnen hatte also nur ein kleiner Teil der Theaterbesucher Anteil. Es war ein kluger, gehobener Spielplan.

Von besonderem Interesse sind noch die Uraufführungen und deutschsprachigen Erstaufführungen. Damit wird nämlich — mindestens für viele — die Frage nach der „Lebendigkeit“ des Theaters angeschnitten. Das Saarbrücker

Theater hatte niemals den Ehrgeiz, Uraufführungsbühne zu sein. In der Spielzeit 1953/54 kamen nach langer Zeit ein Spätwerk von Georg Kaiser „Bellerophon“ im Großen Haus und auf der Kammerspielbühne ein Erstling des noch jungen Alfred Mensak „Wie Blätter im Herbst“ zur Uraufführung. Beide aber nicht mit nachhaltigem Erfolg. Die Spielzeit 1954/55 brachte im Großen Haus als Uraufführung „Die Abrechnung“ von Reinhold Schneider, ein ausgesprochenes Weltanschauungs-drama christlicher Prägung, mehr eine Bilderfolge mit der Problemstellung: Macht — Gewissen — Gnade. Der Ideengehalt mag, trotz des Mangels an dramatischer Substanz, für die Annahme entscheidend gewesen sein. Auf der Kammerspielbühne wurden zwei Einakter von Frank Thieß „Besuch aus dem Schattenreich“ und „Die Prüfung“ uraufgeführt. Die deutschsprachige Erstaufführung von „Kalter Krieg“ kann hinzugezählt werden. Bezeugen nun diese Uraufführungen die notwendige Verbundenheit mit dem zeitgenössischen dramatischen Schaffen, dokumentieren sie lebendiges Theater? Seit Jahren schon hört man auf Dramaturgentagungen, bei Theaterdiskussionen Beschwerden über die Vernachlässigung deutscher Autoren im allgemeinen und der Nachwuchs-dramatiker im besonderen. Was die verhältnismäßig große Zahl ausländischer Schauspiele auf den Spielplänen angeht, so war das in den ersten Nachkriegsjahren eine ganz eindeutige Folge der langen, ungeistigen hermetischen Abschließung vom Theaterschaffen des Auslandes und einer kulturlosen, rassenpolitischen Verblendung. Das Ausland hatte nach dem Kriege etwas zu bieten, zum Teil durchaus neuartig in der Dramentechnik, während die Schubladen der deutschen Dramatiker keineswegs mit spielbaren Manuskripten gefüllt waren. Außerdem liegt es im Wesen eines Kulturinstitutes, wie es das Theater ist, daß es ausländische Autoren zur Aufführung bringt. Was nun den Ruf nach Förderung der Nachwuchs-dramatiker angeht, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß ein Theater keine Lehrwerkstatt ist. Selbstverständlich ist von ihm der Mut zum Experiment zu erwarten und jede Uraufführung ist ein solches Wagnis. Vor wenigen Jahren noch gab es einige Bühnen, die ihre künstlerische Bedeutung durch möglichst viele Uraufführungen beweisen zu können glaubten. Das ist aber schon abgeklungen und wurde von erfahrenen Intendanten nicht mitgemacht. Lebendiges Theater dokumentiert sich keineswegs in der Zahl der Uraufführungen. Das Theater ist auch nicht ein Institut zur Orientierung dramatisch-literarisch interessierter Kreise über das Gegenwartsschaffen. Eine Oedipus-Aufführung kann so aktuell und gegenwartsnahe sein, wie ein zeitbedingtes Atomstück. Schließlich hat Shakespeare in seinen Dramen der Weltliteratur auch nicht Probleme seiner Zeit behandelt, und auch Schillers idealistisch-rethorische Dramatik ist thematisch durchweg der Vergangenheit verbunden. Die Größe dieser Klassiker erweist sich in der schöpferischen Fähigkeit, jeder Zeit den Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich und ihre Probleme wiedererkennt. Daraus ergibt sich natürlich, daß jede Epoche die Klassiker anders auffassen und anders in Szene setzen wird. Keineswegs soll einem „musealen“ Theater das Wort geredet werden. Die Folgerung heißt einfach: gutes, bestmögliches Theater spielen, und das ist dann „lebendiges“ Theater. Wie an den Spielplänen der deutschen Bühnen abzulesen ist, gab es in den letzten Jahren eine sehr große Zahl von Uraufführungen. Was hat sich davon als „lebendiges“ Theater erwiesen? Namen um Namen, Werke um Werke lassen sich aufzählen. Alle sind heute schon vergessen. Was ist aus der Münchener Uraufführungsbühne geworden, die einst mit großen Ambitionen eröffnet wurde? Nun muß jedoch ein Einwand hingenommen werden, der auch die Uraufführung eines Werkes rechtfertigt, selbst wenn diesem nach der Substanz kein erster Platz in der Wertung zuzuteilen ist. Eine Uraufführung ist angemessen, wenn das Stück mindestens ein paar gute Rollen enthält. Das Theater lebt nämlich nicht nur von ideengroßen, dramaturgisch-unanfecht-

baren Stoffen. Eine seiner ursprünglichen Kraftquellen ist der Mimus. Wo ihm Entfaltungsmöglichkeiten gegeben sind, ist auch die Aufführung berechtigt. Das sind dann Etuden, deren Schauspieler wie Regisseur von Zeit zu Zeit bedürfen. Das ideale Werk wird natürlich jenes sein, in dem Rollen und Ideen zu realisieren sind. Doch darauf kann das Theater nicht warten.

Es zeigt sich, daß bei dem Phänomen Theater Wirtschaftliches, Soziales und Kulturelles sich vielfach überschneiden und auch durchdringen. Je nach dem Standpunkt der Betrachtung ergeben sich verschiedenartige Beurteilungen, die erst in ihrer richtigen Abstimmung eine Gesamtwertung zulassen, weil für jedes Theater, entsprechend der Struktur der Stadt, des Landes und seiner Bewohner, andere Verhältnisse gegeben sind. Für das Saarbrücker Stadttheater, das dazu noch eine gemischte Bühne ist, ergibt sich eine besonders gelagerte Situation, insofern es als einzige feste Bühne des Landes den Charakter einer ausgesprochenen Provinzbühne überschreiten muß, aber auch nicht die Voraussetzungen der Großbühnen stärker bevölkerter Städte und Theaterlandschaften hat. Unter solchen Aspekten hat das Saarbrücker Theater in der Spielzeit 1954/55 seine Aufgabe erfüllt.

MITARBEITER

1. Prof. Dr. Heinrich Weinstock,
Frankfurt a. M., Am Tiergarten 4
2. Peter Paul Seeberger, Architekt AKS, Städt. Oberbaurat
Saarbrücken 3, Rotenbühlerweg
3. Dr. Wilhelm Peßler, Museumsdirektor i. R.
Hannover-Waldheim, Roßkampstraße 10
4. Dr. Matthias Zender
Bonn a. Rh., Rittershausstraße 5
5. Prof. Dr. Ernst Christmann
Kaiserslautern, Ebertstraße 78
6. Karl Schwingel, Direktor d. V.
Ottweiler, Martin=Luther=Straße 36
7. Kurt Hoppstädter, Eisenbahn=Amtmann
Neufechingen, Peter=Paul=Straße
8. Professor Dr. Müller=Blattau
Saarbrücken 3, Staatl. Konservatorium, Kohlweg 12
9. Henri Hiegel, Professeur au Lycée,
47, Rue Clemenceau, Sarreguemines, Moselle
10. Oberstudiendirektor Kurt Seidel
Saarbrücken 1, Graf=Philipp=Straße 11
11. Dr. Ernst Stilz, Oberstudienrat
Saarbrücken 1, Rosselweg 13
12. Dr. Erich Bourfeind, Feuilletonredakteur
Saarbrücken 2, Kanzemer Weg 9

Fotos: Abb. 1 – 14: Werner Schreiner, Hochbauamt Saarbrücken / Abb. 17: Staatliche Bildstelle für das Saarland / Abb. 18: British Council Düsseldorf / Abb. 19: Direktion des Museums= dorfes Cloppenburg (Oldenburg) / Abb. 20: Cliché Musée National des Arts et Traditions Populaires, Paris / Abb. 21: Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte / Abb. 22: Dansk Folkemuseum, Kopenhagen / Abb. 23, 24 und 26: Hamburgisches Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte / Abb. 28: Dansk Folkemuseum, Kopenhagen / Abb. 29: Norsk Folkemuseum, Oslo / Abb. 30: Bildarchiv Foto Marburg / Abb. 31: Departement of ETERNAL Affairs, Dublin / Abb. 32: Landeskonservatoramt Westfalen, Münster.

REDAKTIONSAUSSCHUSS

1. Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat
Kulturdezernat der Stadt Saarbrücken
2. Peter Zenner, Stadtschulrat
Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken
3. Minister Prof. Dr. Adolf Blind, Direktor des Statistischen und Wahlamtes der Stadt
Saarbrücken und ord. Prof. an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Richard-Wagner-Straße 76
4. Rudolf Bornschein, Museumsleiter
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
5. Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3
6. Dipl.-Ing. Wilhelm Feien, Stadtbaudirektor
Saarbrücken, Am Staden 21
7. Dr. Albert Helms, Generalsekretär
Saarbrücken, Lafayettestraße 2
8. Kurt Hoppstädter, Eisenbahnamtman
Neufechingen, Peter-Paul-Straße 19
9. Dr. Josef Keller, Archäologe, Landeskonservator
Saarbrücken, Weinbergweg 11
10. Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11
11. Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen
Saarbrücken, Geißlerstraße 17
12. Prof. Dr. Eugen Meyer, Ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 5
13. Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, Direktor des Staatl. Konservatoriums
und ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Kohlweg 18
14. Prof. Dr. Josef Quint, Ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität Köln
15. Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Konservatorium
Saarbrücken, Guerickestraße 68
16. Kurt Seidel, Oberstudiendirektor
Leiter des Städt. Mädchenrealgymnasiums Saarbrücken
Saarbrücken, Graf-Philipp-Straße 11
17. Prof. Dr. Adolf Schmoll, gen. Eisenwerth
a. o. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 7
18. Karl Schwingel, Direktor d. V.
Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36
19. Dr. Günther Stark, Intendant des Stadttheaters Saarbrücken
Saarbrücken, Moselstraße 34
20. Prof. Dr. Otto Steinert, Direktor der Schule für Kunst und Handwerk
Saarbrücken, Am Zollstock 23

